
Rezensionen zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Jennifer Moos

Imagination oder: Das Aufbrechen lebensweltlicher Realitäten durch fiktionale Voraussicht

Eveline Kilian: *GeschlechtSverkehrt. Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending*, Königstein/Taunus 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 354 S., 30,00 €).

„*Art does not imitate life. Art anticipates life.*“
Jeanette Winterson (S. 40)

Kunst(produktion) als Vorbote gelebter Realität? Folgt man der Analyse englischsprachiger Romane in *GeschlechtSverkehrt*, als deren kleinster gemeinsamer Nenner die Thematisierung geschlechtlicher Transgressionen gesehen werden könnte, so kristallisiert sich dies als eine der Hauptaussagen des Textes heraus. Ausgehend von einer theoretischen Einführung in die Trias *sex*, *gender* und sexuelle Orientierung, verknüpft mit Fragen der Identitätsbildung, beginnt Kilian ihre detaillierte Analyse der Romane *Conundrum* (1974), *Sacred Country* (1992), *James Miranda Barry* (1999), *Trumpet* (1998), *The Twyborn Affair* (1979), *The Passion of New Eve* (1977), *In Transit* (1969), *Stone Butch Blues* (1993) und *Written on the Body* (1992). Dabei greift sie zu Anfang u.a. Theorien von Stoller, Foucault, Butler, Goffman und Laqueur auf, um diese in späteren Kapiteln noch vertiefend zu erläutern.

Sich auf Ricoeur und seine Theorie narrativer Identität beziehend, geht Kilian auf die Bedeutung der Autobiografie als Selbstentwurf und als Akt des Selbstverstehens ein. Sie erläutert, warum und inwiefern ein Geschlechtswechsel die Kohärenz und Kontinuität der Identität der ProtagonistInnen bedroht. Überdies veranschaulicht Kilian an Textbeispielen warum sich gerade das Reisemotiv – dargestellt u.a. als innere Unruhe, als Dasein in einer Übergangszone oder aber als ‚wirkliche‘ Reise – zur Darstellung der Identitätssuche „des geschlechtsambigen Subjekts in einer dualistisch strukturierten Geschlechterordnung“ (S. 139) eignet. Überschriften mit „Das Etablieren der Geschlechtszugehörigkeit in der sozialen Interaktion“ (S. 150ff), widmet sich das darauf folgende Kapitel dem Umstand ständiger Neu-Etablierung, -Bestätigung und -(Re)Produktion geschlechtlicher Zugehörigkeit in Abhängigkeit von InteraktionspartnerInnen beispielsweise durch die Entschlüsselung der „kulturellen Genitalien“ (S. 151). Um den Konstruktionscharakter dieser Prozesse zu enthüllen, eignen sich Beispiele von Transsexuellen besonders gut, „weil sie [d.h. Transsexuelle, J. M.] die Inszenierung des Zielgeschlechts sukzessive erlernen müssen“ (S. 156). Dadurch machen sie Prozesse bewusst, die bei und von geschlechtseindeutigen Personen als „automatisierte [] soziale [] Praxis“ (S. 156) internalisiert wurden.

Anhand der Romane *In Transit*, dessen Ich-Erzählerin die eigene Geschlechtszugehörigkeit vergessen und mit Hilfe bedeutungstragender Zeichen im Transitbereich eines Flughafens zu rekonstruieren versucht, und *Written on the Body* – auch hier sind die Hinweise auf das Geschlecht der Ich-Erzählerin bzw. des Ich-

Erzählers uneindeutig und stellen die Zuverlässigkeit von Geschlechterklischees und -codes in Frage – verdeutlicht Kilian, inwiefern Geschlecht als eine „kulturell konstituierte Zeichenrealität“ (S. 173) gelesen werden kann und weist damit auf die diskursive Konstruktion der Kategorie Geschlecht hin. Jedoch produziert diese (Geschlechter)Wirklichkeit trotz ihrer diskursiven Verfasstheit einen materiellen Effekt: den Körper bzw. Leib. Ausgehend von den Geschlechter- bzw. Körpermodellen Butlers und Klingers entwickelt Kilian ein vierteiliges Schema bestehend aus *anatomischem, leiblichem, psychischem* und *sozialem Geschlecht*, das

„als Beschreibungsmodell fungieren kann, das ein begriffliches Instrumentarium bereithält, um flexibel die Parameter einzelner Phänomene erfassen zu können, ohne sie gleich in ein normatives Netzwerk von Verknüpfungen einzubinden, wie dies etwa bei der natürlichen Ableitung von *gender* aus *sex* der Fall ist.“ (S. 211)

Ein Modell, das sich bei der Anwendung auf Texte, die transsexuelle, *transgender* oder *gender-bending* Charaktere thematisieren, als sehr nützlich erweist und dem zudem der „Brückenschlag zwischen einem diskursiven und einem leiblichen Subjekt jenseits der Polarisierung von Konstruktivismus und Biologismus“ (S. 220) gelingt, da deutlich wird, dass

„die Vorstellung vom Körper als kulturellem Konstrukt, als einem innerhalb und durch die Geschlechternorm materialisierten Gebilde, und Leiblichkeit keine widersprüchlichen und gegenseitig ausschließenden Konzepte darstellen. Natur und Kultur lassen sich hier nicht als Gegensatzpaar denken, sondern sind in ihrer spezifischen Verschränktheit nur mit dem Begriff der Gleichursprünglichkeit zu fassen.“ (S. 220)

Obwohl sich eine solche Verschränktheit von Natur und Kultur kaum leugnen lässt, wäre dennoch zu diskutieren, inwieweit es sich hierbei wirklich um ein letztlich simplifizierendes Modell der „Gleichursprünglichkeit“ handelt oder doch eher um einen gegenseitigen ‚Nachträglichkeitseffekt‘.

Abschließend thematisiert Kilian die „Handlungsermächtigung des Subjekts“ (S. 221) im diskurstheoretischen Ansatz Foucaults sowie bei de Lauretis, deren Konzept des *eccentric subject* Marginalität und Ex-zentrität „als Ort des Widerstandes und der [möglichen, J. M.] Subversion“ (S. 234) begreift. Eine Theorie, deren Zentrum das aktive Prinzip der Handlungsermächtigung des marginalisierten, am Rande des vorherrschenden Geschlechterdiskurses stehenden Subjekts bildet. Erprobt wird de Lauretis’ Konzept am Roman *The Microcosm* (1966), bevor Kilian abschließend noch einmal die zentrale „Rolle der Imagination für die Schaffung alternativer Vorstellungswelten“ (S. 249) anspricht. Erneut betont sie das „Innovationspotential der Literatur“ (S. 251), die es vermag, „Sprache bis an und über ihre Grenzen hinaus zu treiben und auf diesem Wege neue Vorschläge zur Konfiguration von Realität“ (S. 255) zu entwickeln, indem sie sich über bestehende Normen hinaus entwirft und somit einen „virtuellen Erfahrungsraum [erschafft, J. M.], in dem alternative Optionen gefahrlos ausgetestet und in dem (...) neue Geschlechterwelten simulativ erprobt werden können“ (S. 258). Ein Konzept von Liminalität,

das Jeanette Winterson wie auch schon im Eingangszitat in *Art Objects. Essays on Ecstasy and Effrontery* folgendermaßen fasst: „[A]rt is pushing at the boundaries we thought were fixed. The convenient lies fall; the only boundaries are the boundaries of our imagination“ (S. 116).

GeschlechtSverkehrt besticht durch die detaillierte, gut strukturierte und kritische Auseinandersetzung mit *gender-*, *queer*-theoretischen und literaturwissenschaftlichen Ansätzen und deren Anwendbarkeit auf Textbeispiele des *gender-bending*. Die knappen theoretischen Einführungen eignen sich sowohl als erster Einstieg in die Thematik als auch zur weiterführenden Lektüre. Besonders hilfreich sind die Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels und zu Beginn des folgenden. Wünschenswert zum erleichterten Umgang gerade im wissenschaftlichen Rahmen wäre allerdings ein Index gewesen, wie er zum Beispiel bei Publikationen im englischsprachigen Raum üblich ist. Insgesamt ist *GeschlechtSverkehrt* sehr empfehlenswert und wird dem eigenen Anspruch gerecht, „Theorie und Literatur in einen fruchtbaren Dialog zu bringen (...), [so dass] beide Bereiche sich in ihrem je unterschiedlichen Erklärungsanspruch und in ihren spezifischen Verfahrensweisen wechselseitig erhellen“ (S. 7).

Ulle Jäger

Subversion und Subkultur: Queere Repräsentationen jenseits einer Politik der Anerkennung

Judith Halberstam: *In a Queer Time & Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York/London 2005 (New York University Press, 212 S., 16,95 €).

Judith Halberstam ist eine der wichtigsten *Queer*-Theoretikerinnen der Gegenwart. Bekannt geworden ist sie durch ihr Buch *Female Masculinity* und ihre Kooperation mit dem Künstler Del LaGrace Volcano, u.a. in *The Drag King Book*. Nun hat sie eine neue Arbeit vorgelegt: *In a Queer Time and Place* beschäftigt sie sich mit der Kultur von *Transgender* und *Queer* jenseits einer bloßen Politik der Anerkennung. Im Mittelpunkt stehen Repräsentationen von *Transgender*-Körpern in Kunst, Literatur, Film und Musik.

Was Halberstam interessiert sind genau die Lebens- und Körperpraxen, die neue Lebensgeschichten erzählen und alternative Beziehungen zu Raum und Zeit entwickeln. So geht es in ihrem Buch um subkulturelle Praktiken, alternative Formen von Bündnissen, Körperformen und Formen von Verkörperung, die übliche Geschlechtergrenzen überschreiten und vor allem um Repräsentationen dieser exzentrischen Lebensweisen. Dementsprechend definiert sie das dem Buch zugrunde liegende Verständnis von *queer* als Bezeichnung für nichtnormative Logiken und Organisationen von Gemeinschaft, sexueller Identität, von Inkorporierung und Handlungen in Raum und Zeit.

In ihrem einleitenden Kapitel „Queer Temporality and Postmodern Geographies“ setzt Halberstam den Rahmen für die folgenden Einzelbeiträge. Die Klammer, mit der sie ihre verschiedenen Aufsätze zu kulturellen, literarischen oder auch musikalischen Repräsentationen von *Transgender*-Körpern zusammenhält, ist die Idee einer queeren Zeit und eines queeren Raumes. Halberstam identifiziert solche Aneignungen von Raum und Zeit in Praxen, die sich in Opposition zu den Institutionen Familie, Heterosexualität und Reproduktion verstehen. In dem von ihr beschriebenen queeren Spektrum gibt es außerdem eigene Logiken von Örtlichkeit, Bewegung und Identifikation zu entdecken. Damit bewegt sie *queerness* weg von einer rein sexuellen Identität hin zu den Besonderheiten im *way of life*, die ein homosexuelles Leben auszeichnen. Oder, besser gesagt: auszeichnen können. Denn nicht alle schwulesbischen und/oder *transgender* orientierten Menschen streben danach, ein Leben zu führen, das sich radikal von dem der Heterosexuellen unterscheidet.

Vor dem Hintergrund dieser Definition von *queer* beschäftigt sie sich in der ersten Hälfte des Buches mit dem vermehrten Auftauchen von *Transgender*-Körpern im ausgehenden 20. Jahrhundert. Die ersten drei Kapitel kreisen um die Figur von Brandon Teena, der im Jahr 1993 brutal ermordet wurde und dessen Geschichte spätestens mit dem 1999 erschienenen Film von Kimberly Peirce, *Boys Don't Cry*, auch außerhalb von subkulturellen Kontexten bekannt wurde. Halberstam versucht in „The Brandon Archive“ und „Unclosing Brandon: Brandon Teena, Billy Tipton, and *Transgender* Biography“ der Mystifizierung dieser Figur entgegenzuwirken. Stattdessen lenkt sie das Augenmerk auf die Konstruktion des *Falles* Brandon. Sie entwickelt unter Bezugnahme auf Foucault ein queeres Konzept des Archivs. Bei Foucault steht der Begriff Archiv für ein diskursives Feld, eine Struktur des Denkens. Das Archiv besteht also nicht aus einer Ansammlung von bestimmten Materialien an einem bestimmten Ort. Vielmehr handelt es sich um verstreute und verschiedenartige Materialien zu einem bestimmten Thema. Im konkreten Fall geht es dabei um das schriftliche und visuelle Material, das rund um Brandon Teena entstanden ist. Insgesamt strebt Halberstam jedoch ein Archiv für queere Subkultur an, das nicht nur die Existenz queerer Lebensweisen dokumentiert, sondern zugleich auch Fundus für weitergehende Untersuchungen sein kann. So setzt sie sich vor dem Hintergrund einer Diskussion des Dokumentarfilms *The Brandon Teena Story* und des Hollywoodfilms *Boys Don't Cry* mit dem Verhältnis von *Queer Studies* und dem ländlichen Amerika auseinander. Im Fall Brandons enthält das Archiv, das sich nach seinem Tod angesammelt hat, wichtige Informationen über die Konstruktion von Klasse, Rasse, Identität und Begehren auf dem Land (S. 33). Damit wird etwas sichtbar und beschreibbar, das bislang in *Queer Studies* mit ihrer Fokussierung auf Subkulturen in Städten wie New York oder San Francisco eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat.

Im nachfolgenden Abschnitt steht die besondere Problematik von *Transgender*-Biografien im Mittelpunkt. Halberstam versteht *Transgender* im weitesten Sinne als einen Sammelbegriff für verschiedene Formen von nichtkonformen

Geschlechtsdarstellungen. Auch hier geht es weiterhin um das Archiv zu Brandon Teena, darüber hinaus aber auch um die Geschichte des Jazzmusikers Billy Tipton. Bei beiden handelt es sich um Personen, die in einem weiblichen Körper als Männer gelebt haben. Beide stehen damit zwischen den gängigen Definitionen, denn sie sind weder als Lesben noch als Transsexuelle einzuordnen. Halberstam plädiert dafür, sich dem Versuch der eindeutigen Einordnung zu widersetzen. In dem Projekt einer *Transgender*-Geschichte geht es darum, genau die Widersprüche und Uneindeutigkeiten bestehen zu lassen, die das Leben, das erzählt werden soll, prägen.

Der nächste Teil des Buches erweitert die Perspektive auf die Darstellungen von Geschlecht in der visuellen Kultur des 20. Jahrhunderts („Technotopias: Representing Transgender Bodies in Contemporary Art“). Am Beispiel der Arbeiten von Del LaGrace Volcano u.a. arbeitet Halberstam die Eigenheiten einer *Transgender*-Ästhetik heraus, die sie als Ästhetik der Turbulenz beschreibt. In ihrem Kapitel zu Mainstream-Filmen wie *The Full Monty* und *Austin Powers* („Oh Behave! Austin Powers and the Drag Kings“) setzt Halberstam ihre Beschäftigung mit alternativen Männlichkeiten fort. Sie untersucht, wie lesbische *Drag King*-Kultur heterosexuelle Komödien um Männer und Männlichkeit beeinflusst. Abschließend beschäftigt sie sich damit, wie Dyke-Subkulturen vor allem in der Musikszene zu Orten queerer Gegenöffentlichkeit und queerer Zeitlichkeit werden können („What’s That Smell? Queer Temporalities and Subcultural Lives“). Zentraler Ansatzpunkt für eine queere Theorie der Subkultur sollten ihrer Ansicht nach genau die Szenen sein, die normalerweise immer ausgeblendet werden, wenn es um Subkultur geht, nämlich lesbische Subkulturen und „subcultures of color“ (S. 165). Sie betont noch einmal die Rolle der Kultur und Subkultur für das Entstehen subversiver Praktiken und vor allem auch die Bedeutung des Archivierens und einer nuancierten Theorie des Archivs für die Beschreibung queerer Subkulturen.

Insgesamt beschreibt und archiviert Halberstam nicht nur eine Vielzahl von kulturellen Phänomenen rund um den *Transgender*-Körper. In einer kritischen Reflexion setzt sie sich auch mit der Problematik auseinander, die mit der vermehrten medialen Thematisierung von Geschlechtervarianten verbunden ist. Die Flexibilität, die durch *Transgender* und *Queer* verkörpert wird, ist nicht einfach nur im Sinne einer erfolgreichen Liberalisierung zu begreifen. Stattdessen stellt sie einen Zusammenhang zwischen Genderflexibilisierungen und der zunehmenden Bedeutung von Flexibilität im neoliberalen Diskurs her. Flexibilität wird mehr und mehr zu einer selbstverständlichen Anforderung des neoliberalen Kapitalismus. Und Abweichung im Sinne eines eigenen, ganz persönlichen Stils wird zu einem akzeptierten Ausdruck von Individualismus, die irgendwie schon fast zum guten Ton gehört - vor allem, wenn sie sich auf bestimmte Formen von Konsumverhalten konzentriert und nicht etwa mit einer radikalen Politik in Verbindung steht, die sich gegen dominante heteronormative Vorstellungen und Institutionen richtet. Vor diesem Hintergrund ist es nach Halberstam offen, in welche Richtung *Transgender* funktionalisiert werden kann: Entweder ist *Transgenderism* und dessen vermehrte Visualisierung als Erfolg

und Ergebnis von Jahren des *Gender*-Aktivismus zu verstehen. Oder aber es könnte sich um ein Zeichen der Wiedereinordnung einer radikalen Subkultur in die flexible Ökonomie der postmodernen Kultur handeln (S. 21).

Mit dem Konzept des Archivs und mit der Idee einer queeren Zeit und eines queeren Raums geht Halberstam über ihre bisherigen Arbeiten hinaus. Sie versteht *queer* in einem grundlegend subversiven Sinne, und vor diesem Hintergrund beschreibt sie andere Arten von Zeitlichkeit und Räumlichkeit in verschiedenen subkulturellen Zusammenhängen. Sowohl das vielfältige Material aus Theorie, Literatur, Film, Kunst und Musik, das Halberstam präsentiert, als auch der kritische Duktus, mit dem sie ihre Überlegungen und Interpretationen durchführt, machen ihr neues Buch für alle, die sich für *Queer Theory*, *Transgender Studies*, Kultur- oder Medienwissenschaft, Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung oder aber einfach nur für die Gesellschaft interessieren, in der wir leben, besonders lesenswert.

Claudia Catharina Münzing

Female Masculinity

Judith Halberstam: *Female Masculinity*, Durham/London 1998 (Duke University Press, 329 S., 20 €).

Eine *Butch* schaut uns vom Cover des Buches entgegen. Über der Brust hält sie die Arme verschränkt, der Blick fokussiert uns und strahlt eine gewisse Aggressivität aus. Die Augen sind schwarz umrandet, die Lippen rot geschminkt. Blue Jeans und schwarzer Gürtel, das weiße T-Shirt in die Hose gesteckt, durchtrainierte und muskulöse Oberarme.

Die *Butch* hält unserem Blick stand, sie zwingt uns, ihr in die Augen zu schauen, sie *wahr* zu nehmen.

Judith Halberstam ermöglicht uns mit *Female Masculinity* unseren Blick auf das Phänomen ‚weibliche Männlichkeit‘ zu richten. Sie gibt uns Analysemodelle mit auf den Weg, die veranschaulichen, wie im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte im Bereich der diskursiven Schattenexistenzen immer wieder Subjekte auftauchen, deren Identität sich (um mit heutigen Begriffen zu sprechen) außerhalb der heteronormativen Geschlechterordnung und ihrer sexuellen Begehrensstruktur angesiedelt hat. Es geht in *Female Masculinity* um all diejenigen ‚Frauen‘, die eine Maskulinität ausleben und sichtbar machen, *erkennbar* machen, die ihnen in heteronormativen und heterosexistischen Gesellschaftssystemen *nicht von Natur* aus – was gleichbedeutend mit *nicht rechtens sein* ist – gegeben zu sein scheint, was im Verlauf der Geschichte immer wieder dazu geführt hat, dass ihre Identitätskonzepte als nicht authentisch und permanent anzweifelbar galten und immer noch gelten.

Wir machen in *Female Masculinity* die Bekanntschaft mit *Butches*, *Stone Butches*, *Tomboys*, *FTMs* (female to male transsexuals), *Transenders* und *Drag Kings*.

Diesen unterschiedlichen Typen weiblicher Maskulinität widmet Halberstam die jeweiligen Kapitel ihres Buches und analysiert mit ihrem *queeren* kulturwissenschaftlichen Ansatz die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in eben jenen Identitätswürfen, welche sich zwar unter dem Label weibliche Maskulinität subsumieren lassen, aber nichtsdestotrotz unabhängig voneinander in ihrer Eigenheit bestanden und bestehen. Besonders anschaulich wird *Female Masculinity* durch die vielen Beispiele aus zeitgenössischer und historischer Literatur, aus Film und (Performance-) Kunst.

Aufbau und Inhalt. Ein Überblick

Female Masculinity ist in acht Kapitel unterteilt, die einerseits eine historische Verlaufslinie weiblicher Maskulinität(en) nachzeichnen, andererseits immer wieder theoretische Blicke in die *queere* Gegenwartskultur erlauben. Nach dem einleitenden Kapitel stellt Halberstam zunächst ihre Methode des „*Perverse Presentism*“ vor. *Perverse Presentism* lässt sich am ehesten als ‚perverse Gegenwärtigkeit‘ übersetzen. Gemeint ist damit die Entdeckung und Offenlegung derjenigen sexuellen und geschlechtlichen Verhaltensweisen, die als pervers angesehen werden, aber dennoch oder gerade deshalb in allen Identitätswürfen eine gewichtige Rolle spielen. Als Methode meint *Perverse Presentism* die historisch-soziologische kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit sexuellen Kategorien und zielt auf die Vielfältigkeit, nicht auf die Festschreibung, der momentan existenten Sexualitäts- und Identitätskategorien. „A perversely presentist method reveals the multiplicity of female masculinities now as then“ (S. 110). Im Anschluss an die Erklärung ihrer Methode bringt uns Halberstam Genderkonzepte maskuliner Frauen vor dem 20. Jahrhundert und um die Jahrhundertwende herum näher.

Sie bespricht beispielsweise die Tagebücher von Anne Lister (S. 1791-1840), die über deren soziale Rolle als sogenannte *Female Husband* Aufschluss geben. *Female Husbands* waren zwar anatomische Frauen, lebten aber in der sozialen Rolle Ehemann, zumeist Ehemann einer verwitweten oder verlassenen Frau. Ebenso spannend wie Anne Listers soziale Rolle waren ihre sexuellen Praktiken mit ihren Geliebten, die sich vor allem dadurch auszeichneten, dass Anne Lister stets der gebende, ihre Geliebten der nehmende Part waren. Auch wenn sich das schon nach *Stone Butchness* anhört, verweist Halberstam immer wieder darauf, dass die Unterschiede damaliger Lebensrealitäten und das Nichtvorhandensein derjenigen Identitätskonstruktionen, die heute Heterosexualität, Homosexualität, Transsexualität usw. hervorbringen, nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Im dritten Kapitel wird das Leben und Werk von John Radclyffe Hall vorgestellt und eingebettet in eine Analyse des sexologischen Diskurses über Inversion im ausgehenden 19. Jahrhundert. Was Foucault in *Sexualität und Wahrheit* über die historische Bedingtheit von (sexuellen) Identitätskonstruktionen ans Licht bringt, wendet Halberstam konsequent auf die Formierung derjenigen Identitäten an, die heute unter dem Label ‚Lesbe‘ allgemein bekannt sind. John Radclyffe Hall lebte das Leben eines Mannes, hatte Geliebte ebenso wie feste Partnerinnen und löste mit dem 1928 erschienenen Roman *The Well of Loneliness*, in dem es um eine Frau

geht, die sich als Mann fühlt und deren Körper ihr fremd erscheint, einen Skandal aus. Hall galt sexologisch betrachtet als klarer Fall von weiblicher Inversion (oder männlicher Inversion bei Frauen), deren häufigste Begleiterscheinung ein maskulines Äußeres war. Inversion, ein von Sexologen wie Krafft-Ebing und Havelock Ellis erfundener Begriff, kann als Vorgänger der heutigen Homosexualität gelten und als Schnittstelle zum modernen Begriff von Transsexualität.

Das zentrale Kapitel des Buches „Lesbian Masculinity. Even Stone Butches get the Blues“ ist ein Plädoyer für eine dezidiertere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Identität der *Stone Butch*. Da diese (meistens) kein sexuelles Vergnügen daraus zieht, angefasst, geschweige denn penetriert zu werden, sondern sich ganz um das Wohlergehen ihrer Partnerin kümmert, wird die *Stone Butch* das Stigma von Gefühlskälte und mangelnder Selbstliebe nicht so leicht los. Von lesbischen Feministinnen in den 70er-Jahren als die sexistischen Wölfe im Schafspelz wahrgenommen, wurden *Stone Butches* gescholten und verdammt. Schließlich sollten Lesben doch gemeinsam die Erfüllung im Zelebrieren von Weiblichkeit finden, nicht im Nachahmen männlicher Verhaltensweisen. Halberstam zeigt jedoch auf, wie das Identitätskonzept Lesbe, wie es heute verstanden wird, sich ohne Phänomene wie Inversion, ohne die *Butch-Femme-Communities* der 40er und 50er Jahre in den USA, kurz, ohne sichtbare weibliche Maskulinität als Signifikant für lesbisches Begehren, nicht hätte entwickeln können.

Wenn die *Stone Butch* nicht mehr als krank gälte (und das galt/gilt sie selbst in der lesbischen Gemeinschaft), sondern als eine lebenswerte Form weiblicher Homosexualität, als eine unter vielen, wenn offener über sexuelle Praktiken und Vorlieben diskutiert würde, dann, so Halberstam, könnte das *queere* Unternehmen der Entpathologisierung von sexuellen Praktiken und der Pluralisierung von sexuellen Kategorien doch noch erfolgreich sein. Die Devise heißt „*talking sex*“ (S. 113).

Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen maskulinen lesbischen Identitätsentwürfen und *Transgender* oder Transsexualität sind Analysegegenstand des Kapitels „Transgender Butch“. Halberstam macht deutlich, dass der jeweilige Bedeutungsgehalt von Maskulinität immer erst durch die Subjektposition und Begehrensstruktur der *Butches*, *Transgenders* oder *FTMs* greifbar wird. Sie kritisiert die allzu klare Abgrenzung zwischen *butchen* und *FTM*-Subjektpositionen, auf die vor allem *FTMs* vehement beharren. Viele *FTMs*, so Halberstam, ziehen für ihre Konstruktion von Maskulinität (hetero)sexistische, also nicht *queere* Identitätsentwürfe heran, um sich von allem, was das Stigma von Weiblichkeit in sich trägt (und das gilt auch für *butche* Konzepte), endgültig verabschieden zu können.

„The distinction between lesbian and transsexual is undoubtedly an important one to sketch out, but there is always the danger that the effort to mark the territory of transsexual male subjectivity may fall into homophobic assertions about lesbians and sexist formulations of women in general.“ (S. 156)

Halberstam zweifelt eben solche klaren Grenzziehungen permanent an und macht deutlich, dass sie dem Projekt der Pluralisierung von Identitäten und sexuellem Begehren eher entgegenstehen als helfen, weil sie von dominanten Normvorstellungen von Maskulinität ausgehen, die, um es ‚butlerisch‘ zu sagen, ein Original

an diejenige Stelle setzen, an der es von (mehr oder weniger originellen) Kopien von Kopien von Kopien nur so wimmelt.

Kulturwissenschaftlich abgerundet wird *Female Masculinity* durch die Kapitel 6 und 7, in denen es um *Butches* im Film und um *Drag Kings* auf der Bühne geht. Halberstam unternimmt Ausflüge in die Geschichte des *butchen* Looks im Film und in den *queeren* Untergrund der *Drag King Shows*. Sie zeigt, wie Maskulinität medial und in Performances hergestellt wird, wie *Tomboys* im Film oder *Kings* auf der Bühne mit maskulinen Attributen spielen und so ihren Konstruktionscharakter entlarven (können).

„Raging Bull (Dyke): New Masculinities“ (Kapitel 8) fasst Gesagtes nochmals zusammen und wirft einen Blick in die Zukunft.

„This book has not only been a philosophical inquiry into the whys and wherefores of female masculinity; it is also a seriously committed attempt to make masculinity safe for women and girls.“ (S. 268)

Halberstam sieht ihr Buch als einen Anfang, weibliche Maskulinität als eigenständiges kulturelles Phänomen zu begreifen und gleichzeitig als *empowerment* all derjenigen ‚Mädchen‘ und ‚Frauen‘, die ihre Maskulinität eher mit Scham als mit Stolz erleben. Stolz zu sein dürfte nach der Lektüre von *Female Masculinity* der ein oder anderen zweifelsohne leichter fallen.

Die *Butch* blickt uns immer noch vom Cover entgegen. Wir können mittlerweile ihrem Blick standhalten und sowohl das *butche* Outfit als auch das eher weiblich anmutende Make-up ohne Irritation wahrnehmen. Judith Halberstams Buch kann die Augen öffnen für die Identitätskonzepten per se innewohnende Ambivalenz, für die Mischformen von Geschlechtsidentität und Begehren und für die Perversionen, die in allen wohnen.

Mona Hanafi El Siofi

Islam und Homosexualität – ein Widerspruch?

Michael Bochow/Rainer Marbach (Hrsg.): *Islam und Homosexualität. Koran – Islamische Länder – Situation in Deutschland*, Hamburg 2003 (MännerschwarzSkript Verlag, 159 S., 14 €).

LSVD Berlin-Brandenburg e.V. (Hrsg.): *Muslimen unter dem Regenbogen. Homosexualität, Migration und Islam*, Berlin 2004 (Querverlag, 271 S., 14,90 €).

Sind Islam und Homosexualität miteinander vereinbar? Diese Frage würde die Mehrheit aller MuslimInnen weltweit wohl spontan mit einem zweifelsfreien ‚Nein‘ beantworten. Spätestens mit Bekanntwerden von Pöbeleien und tätlichen Übergriffen gegen erkennbar Nicht-Heterosexuelle durch männliche türkisch- oder

arabischstämmige Jugendliche könnten hierzulande auch NichtmuslimInnen zu dieser Ansicht neigen, haben sie nicht schon früher von der Verfolgung Homosexueller in ‚islamischen‘ Ländern gehört (Mit ‚islamischen‘ Ländern sind hier Staaten mit sich mehrheitlich zur Religion des Islam bekennender Bevölkerung gemeint).

Schert man jedoch *den* Islam nicht über einen Kamm, eröffnen sich für den angesprochenen Diskurs sehr interessante Perspektiven, die über ein einfaches ‚Nein‘ weit hinausgehen. Voraussetzung dafür ist – meiner Auffassung nach – eine sensible und gleichermaßen notwendige Differenzierung zumindest zwischen dem theoretischen Regelwerk, dessen zeitlich gebundener Auslegung, dem mit lokalen Traditionen stark vermischten Volksislam und den Menschen, die in der ein oder anderen Weise davon beeinflusst sind. Eine solche Unterscheidung kommt in den meisten Beiträgen der beiden Publikationen, die ich hier vorstellen möchte, weitgehend zum Tragen.

Der Titel des Sammelbands *Islam und Homosexualität*, der die Vorträge eines gleichnamigen Wochenendseminars der Akademie Waldschlösschen (Reinhausen bei Göttingen) im Jahr 2002 veröffentlicht, lässt zunächst nicht erahnen, dass mit ihm ausdrücklich männliche Homosexualität angesprochen wird. Dies ist allerdings, wie sich zeigt, ein zu vernachlässigender Umstand: Einige der sieben Aufsätze beleuchten die Situation lesbischer Frauen (und *Transgender*) wenigstens andeutungsweise mit. Außerdem bestehen ohnehin, was weibliche homosexuelle Lebensformen in ‚islamischen‘ Ländern angeht, viel erheblichere Forschungslücken. Doch möchte ich nun zu den Inhalten kommen...

Um eine Ablehnung von Homosexualität bzw. homosexuellen Verhaltens zu begründen, verweisen Laien und Gelehrte meist zunächst auf den koranischen Urtext, üblicherweise auf die Geschichte von Lot bzw. Sodom und Gomorra. Die entsprechenden Verse beziehen sich jedoch nur auf (verheiratete) Männer, Frauen werden gar nicht erwähnt. Wenn man aber diese und andere Stellen, die z.T. auch auf homosexuelles Verhalten von Frauen bezogen werden, mit den Augen von *Andreas I. Mohr* analysiert, lassen sich aus keiner eindeutigen Aussagen über gleichgeschlechtliche Liebe machen. Von einer generellen Ächtung homosexueller Handlungen scheint im Koran nirgends ausdrücklich die Rede zu sein, im Gegenteil, es gibt sogar Verse, denen man eine homoerotische Färbung zuzusprechen vermag. Des Weiteren kann man aus dem Koran direkt ableiten, dass Sexualität für Männer *und* Frauen nicht nur zu reproduktiven Zwecken da ist, sondern schlicht Freude bereiten soll. Mit einer kritischen Lesart ist also der Koran als wichtigste Quelle, laut Mohr, nicht zwingend das Problem für eine ablehnende Beurteilung, sondern die Prophetenworte (*hadith*), die homosexuelles Verhalten als verfluchens- und bestrafenswert charakterisieren. Obwohl deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist, sogar schon widerlegt wurde, zieht man sie dennoch weiterhin zur Argumentation heran. Als mutmaßliche Ursache für die unkritische Verneinung von Homosexualität betrachtet der Autor die zunehmend puristischen Tendenzen in der ‚islamischen‘ Welt. Diese hätten sich erst in jüngerer Zeit durch die als bedrohlich empfundene Freizügigkeit bzw. ‚moralische Zügellosigkeit‘ des ‚Westens‘ entwickelt (Der

Begriff ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ bezeichnet im Folgenden immer nationalstaatliche Bevölkerungen oder Individuen, die sich überwiegend dem Kontext historisch-europäischer Denktraditionen zuordnen).

Ähnliches schlussfolgert *Ali Mahdjoubi*, wenn er veranschlagt, dass Homosexuelle in ‚islamischen‘ Ländern mehr Angst als vor einem Ansehensverlust oder religiösen Gewissenskonflikten vor den Staatsapparaten hätten, die mit einer liberaleren Haltung gegenüber sexuellen Minderheiten das pervers-dekadente Ende ‚westlicher‘ Gesellschaften sehen. Am Beispiel des Iran möchte er u.a. zeigen, dass homosexuelle Erfahrungen unter Männern trotzdem sehr weit verbreitet, also ein alltägliches Phänomen sind. Einer homosexuellen ‚Szene‘-Bildung stehe dort hauptsächlich entgegen, dass die meisten keinen Grund dafür sähen, aus homosexueller Praxis eine Identität zu entwickeln und sich auf dieses Merkmal festlegen zu lassen. ‚Westlicher‘ Bekenntnisdrang würde diesbezüglich eher als ‚Outing-Terror‘ wahrgenommen. Das ist spannend für Foucault-LeserInnen!

Auch *Michael Bochow* sieht in Bezug auf türkisch- oder arabischstämmige Homosexuelle weniger den Koran bzw. ‚den Islam‘ als relevant an, sondern die traditionalistisch-patriarchalische Struktur des Sozialmilieus. So sei ein besonderes Problem, dass man hier den Status eines/einer Erwachsenen erst durch die Ehe erwerben würde. Bis dahin müssten im Normalfall alle Kinder bei den Eltern wohnen bleiben, ‚Junggeselle/in-Sein‘ sei keine sozial akzeptierte Kategorie. Daneben stellt der Autor heraus, dass die Dichotomie hetero-/homosexuell als identitätsstiftend weniger relevant wäre als die Bedeutung von aktiv-passiv. Rezipitiver Analverkehr gelte als unmännlich und sei mit einem Verlust an Ehre konnotiert, denn für die Konstruktion von Männlichkeit herrsche als der wichtigste Faktor das Penetrieren (wollen) vor – egal, welches Geschlecht der/die SexpartnerIn habe.

Genau wie Bochow stuft *Koray A. Günay* in seinem sehr umsichtigen und gut strukturierten Text das Gewicht des Korans für die Bewertung von Homosexualität in der Türkei als gering ein. Er macht als Quelle der Homophobie die traditionelle Geschlechtersegregation aus, deren Voraussetzung eine heterosexuelle Polarisierung sei. Daher wäre die Infragestellung dieser Polarisierung eine empfindliche Verletzung der herkömmlichen Sozialstruktur. Daneben führt Günay ebenso die traditionell sehr dominante Familie an, in der die Kinder erst mit der Heirat zum eigenständigen Subjekt würden. Erfülle das Kind nicht die Vorstellungen der Eltern, würden ökonomische Mittel, Isolation oder Zwangsheirat zur Abhilfe ins Feld geführt. Aber nicht nur deshalb fiele es vielen schwer, ihre homosexuelle Neigung offenzulegen: Für die meisten stelle die Familie einen sehr wichtigen oder sogar wichtigeren Teil der Identität dar, nicht ihre Sexualität. Die Situation homosexueller Zugewanderter in Deutschland wäre zum einen besonders, weil ihre Neigung von den ‚eigenen‘ Leuten oft dem Vorwurf ‚westlicher Dekadenz‘ ausgesetzt sei und sie somit dem Risiko unterlägen auf ihre Herkunftskultur bzw. ihr soziales Netzwerk ganz verzichten zu müssen. Zum anderen seien zusätzliche Belastungen die Islamophobie sowie Rassismen der Mehrheitsgesellschaft und der Homosexuellen-Szene. Obwohl in der Türkei durchaus eine Emanzipation Nicht-Heterosexueller in Form von Selbstorganisationen zu beobachten sei, betont auch dieser Autor, dass gleichgeschlechtlicher Sex nicht unbedingt in einer homosexuellen Identität münden

müsse. Sexualität sei Privatsache, darüber spreche man nicht und solange sie nicht öffentlich gemacht würde, „sind viele Dinge möglich“.

Abdurrahman Mercan beschäftigt sich gleichfalls mit der Frage von Identität im Kontext muslimischer homosexueller Migranten und Mehrheitsgesellschaft. Dementsprechend stellt er daneben auch die *TürkGay&Lesbian* Organisation in Köln vor, deren wichtigste Funktion die Beratung homosexueller MuslimInnen und Öffentlichkeitsarbeit ist.

Die Aufsätze von *Renate Dietrich* und *Anja Hänsch* fallen aus dem Rahmen des konkreten Diskurses über Homosexualität heraus, denn sie geben eine Einführung in die historisch gewachsene, allgemeine politische Situation im Iran, der Türkei, Ägypten und Saudi Arabien.

Der Sammelband *Muslimen unterm Regenbogen* entstammt einer Vortragsreihe, die im Oktober 2002 vom Berliner Zentrum für Migranten, Lesben und Schwule (MILES) begann, um „eine längst überfällige Diskussion in Politik und Gesellschaft anzustoßen“ (S. 6).

Unter den 15 Texten, die eine ähnliche Dreiteilung aufweisen wie der zuerst besprochene Band – Quellen und Geschichte, Situation im Ausland, Verhältnisse in Deutschland, findet man die der Autoren Mohr, Bochow und Mercan in modifizierter Form wieder.

Der Diskussion religiöser Schriftquellen (Mohr) zum Einstieg folgt die Abfassung von *Ralph Ghadban*, die u.a. einen historischen Überblick zur ‚islamischen‘ Rechtssprechung bezüglich Homosexualität und Pädophilie gibt. *Giti Thadhani* beschäftigt sich mit der ‚heidnischen‘ Vorgeschichte und der Frühzeit des Islam. Sie trauert einem vorislamischen „weiblichen Erdprinzip“ nach, das, zusammen mit der polykosmologischen Orientierung und „alle[n] Arten eines dritten Geschlechts“ durch die monotheistischen Religionen gewalttätig verdrängt worden sei bzw. von diesen unterdrückt würde. Die christliche und islamische „Ideologie der Vermännlichung als Universelle Wahrheit“ produziere also „unausweichlich eine binäre Hierarchie, indem sie alles, was sie zu unterwerfen sucht, in den Bereich des Teufels (...) projiziert“ (S. 71). Im Unterschied zu den ersten beiden Aufsätzen wird in diesem z.B. behauptet, der Koran sähe die Todesstrafe für Homosexualität vor – allerdings ohne das mit dem Verweis auf einen entsprechenden Vers zu untermauern.

Zur Situation im Ausland diskutieren *Eva Gundermann* und *Thomas Kolb* die Menschenrechtsverletzungen aufgrund sexueller Identität in Ägypten und im Libanon. Heterosexuelle Abweichungen würden dort unter dem Vorwand geahndet, dass sie religiöse Werte und gesellschaftliche Moralvorstellungen verächtlich machten. Wie schon bei anderen Texten wird auch hier gezeigt, dass nicht unbedingt die Religion *der* entscheidende Faktor dabei ist, sondern staatliche Interessen machtpolitischer und repressiver Art, die genauso andere Gruppen und Individuen wie MenschenrechtsaktivistInnen betreffen. Von den politischen Spannungen, die Übergriffe muslimischer Jugendlicher auf Nicht-Heterosexuelle in den Niederlanden auslösten, berichtet *Gerbert van Loenen* und *Omar Nahas* stellt die holländische muslimisch-homosexuelle Selbstorganisation YOUSUF vor, die sich „für ein besseres Verständnis der gegenseitigen Lebensstile, der religiösen Hintergründe und der sexuellen

Orientierungen“ (S. 112) einsetzt. Der hervorragende Artikel von *Andrew K. T. Yip* informiert über die Situation südasiatischer nicht-heterosexueller MuslimInnen in Großbritannien, in dem auch lesbische Frauen zur Sprache kommen. Ihre Probleme gleichen in vielem denen der türkisch- oder arabischstämmigen MigrantInnen in anderen europäischen Ländern.

Als Überleitung zu den Aufsätzen, die sich mit der Lage in Deutschland befassen, erläutert *Haluk Girginer* eine theoretisch-wissenschaftliche Perspektive zur Herausbildung geschlechtlicher Identität und zentraler Werthaltungen innerhalb einer Kultur. Im Anschluss an die Texte von Bochow und Mercan, die ich ja bereits in dem zuerst resümierten Band skizziert habe, bilanziert *Barbara John* die allgemeine (= geringe) Integration von AraberInnen und TürkInnen in Deutschland. *Günter Piening* hingegen behandelt die Integrationsfrage vor dem Hintergrund der Mehrfachdiskriminierung von Menschen, die gleichzeitig muslimische MigrantInnen und homosexuell sind. Er geht davon aus, dass diese nicht nur vor doppelte Schwierigkeiten gestellt sind, sondern durch ihre Sensibilität in der Hinsicht auch doppelte Kompetenzen ausbilden. So könnten homosexuelle MigrantInnen dazu beitragen, solche Diskurse zu präzisieren, wobei hierfür zunächst ihre Selbstorganisation ein wichtiger Schritt sei.

Die stärkere Tabuisierung der Homosexualität durch TürkInnen in Deutschland, und damit auch die gewalttätigen Übergriffe durch Jugendliche, erklärt *Kenan Kolat* mit der Diasporasituation. Durch sie würden traditionelle Werte verstärkt konserviert, zumal 85% der Zugewanderten aus sozial niedrigen Schichten stammten. Er plädiert für die Chance, dieses Problem innerhalb der „Community“ zu diskutieren und aufzuarbeiten; daraus abgeleitete Verallgemeinerungen hält er für unzulässig.

In seinem zweiten Aufsatz verlangt *Ralph Ghadban* eine klare Positionierung der deutschen Politik (z.B. durch das neue Zuwanderungsgesetz) um extrem-religiösen Strömungen Einhalt zu gebieten, die u.a. eine negative Haltung gegen Nicht-Heterosexuelle anheizen. Außerdem fordert er liberale MuslimInnen auf, „Flagge zu zeigen“, um nicht die „Islamisten“ zu alleinigen VertreterInnen ihrer Religion werden zu lassen.

Abschließend hält *Alexander Zinn* die „multikulturelle Vision“ der Linken für gescheitert, da sie meist nur mit dem „Einkauf im türkischen Gemüseladen“ und dem Bauchtanzkurs ihre Erfüllung findet. Wertekonflikte indessen würden ausgeblendet. Nach seiner Ansicht wurde in Deutschland entweder eine repressive AusländerInnenpolitik betrieben oder eine Kulturpolitik der Differenz gefördert (z.B. durch die Unterstützung von Kulturvereinen), die beide nicht zu Integration sondern zu Segregation führten. Damit weist er der Politik in Ermangelung wirkungsvoller integrativer Maßnahmen die (Mit-)Verantwortung für offensive Bekenntnisse zum Islam zu. Bei männlichen Jugendlichen äußere sich die Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft eben u.a. im „Schwulenklatschen“ und dabei am Rigorosesten, wenn es sich um Übergriffe auf nicht eindeutig heterosexuelle MigrantInnen handelt, weil diese als ‚ÜberläuferInnen‘ zur ‚westlichen‘ Kultur betrachtet werden.

Angesichts des enormen Spektrums, das beide Publikationen aufzeigen, ist hoffentlich deutlich geworden, wie vielfältig man sich der eingangs gestellten Frage nähern kann. Dissonanzen zwischen einzelnen Aufsätzen regen das Bedürfnis zu einer intensiveren Beschäftigung mit der Materie nur weiter an. Ganz besonders wünschenswert wäre, dass der aktuelle Diskurs in Bezug auf lesbische Frauen und *Transgender* u.ä. erweitert wird. Wenngleich an letzter Stelle, so sollen aber diese Herausgaben ausdrücklich noch als eine thematische Rarität v.a. in deutscher Sprache gewürdigt werden.

Susanne Jung

Schöne neue Welt der (T)Räume

Brigitte Hipfl/Elisabeth Klaus/Uta Scheer (Hrsg.): *Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie*, Bielefeld 2004 (transcript Verlag, 372 S., 26,80 €).

Der von Brigitte Hipfl, Elisabeth Klaus und Uta Scheer herausgegebene Sammelband geht aus zwei Tagungen hervor, die im Jahr 2002 jeweils in Göttingen und Klagenfurt stattfanden und die sich beide im weitesten Sinne mit der Frage beschäftigten, wie Medien zur Bildung unterschiedlicher ‚Identitätsräume‘ beitragen und beigetragen haben. Damit reiht sich der Band ein in das akademische Großprojekt der *Cultural Studies*, die es sich zum Ziel gesetzt haben, alltägliche kulturelle Praktiken zu untersuchen und hierbei besonders die jeweils vorliegenden kontextspezifischen Machtverhältnisse kritisch zu analysieren. Für den/die LeserIn bietet der inter- bzw. transdisziplinär ausgerichtete Band – unter den Beitragenden befinden sich Medien- und KommunikationswissenschaftlerInnen, SoziologInnen und FilmwissenschaftlerInnen – einen gelungenen Überblick über einen Themenkomplex, der sicherlich in den kommenden Jahren auch im deutschsprachigen Raum auf akademischer Ebene regen Zulauf finden wird. Dass die hier vorgelegte Auswahl an Beiträgen dabei lediglich einen Überblick dessen bieten kann, was mit einer kulturgeografisch ausgerichteten Medien- und Kommunikationswissenschaft möglich ist, versteht sich von selbst und ist nicht unbedingt als Mangel zu bewerten.

Alle Beiträge vereint, dass sie „Medien in ihrer Funktion als Konstrukteure von Identitätsräumen“ (S. 10) diskutieren. Ein einleitender Beitrag von Brigitte Hipfl erläutert, wie sich das Verständnis von ‚Raum‘ in der neueren Kommunikationswissenschaft und Kulturgeografie verändert hat, von einem statischen Konzept hin zu einem performativen Verständnis von „Medien als Räume[n] mit spezifischen Interaktionsformen und Machtrelationen“ (S. 26). Wie die Arbeiten von Doreen Massey im Bereich Kulturgeografie, aber auch die Arbeiten diverser *Gender-* und *Queer Studies*-ForscherInnen aufzeigen, ist auch im geografischen Sinne „Raum nichts Unschuldiges, sondern etwas von Politik und Ideologie Durchtränktes, das

sich als Praktiken der Kontrolle und der Ausschließung materialisiert“ (S. 33). Raum kann so verstanden werden als

„performative Inszenierung von Macht und Ausdruck spezifischer regulativer Normen und Praktiken, zu der wir alle durch die Art und Weise, in der wir unsere eigenen Beziehungen im Alltag leben, beitragen.“ (S. 34)

An diese Einleitung schließen sich die einzelnen Beiträge an, die jeweils einem von drei Diskussionssträngen zugeordnet sind. Den Anfang macht der Themenkomplex „Medien als Konstrukteure (trans-)nationaler Identitätsräume“. Es folgen „Körper im Genderregime der Massenmedien“ und schließlich „Que(e)räume: Trans, Homo, Hetero“.

Eine Stärke des Sammelbandes ist unzweifelhaft seine internationale Ausrichtung mit Beiträgen aus Deutschland, Österreich, den USA, Kanada, England und Irland. Bei näherem Hinsehen fällt jedoch auf, dass die aus dem Englischen übersetzten Beiträge fast komplett dem Kapitel „Medien als Konstrukteure (trans-)nationaler Identitätsräume“ zugeordnet sind. Ob dies Zufall ist oder ob es die aktuelle deutsch/österreichische Forschungslage widerspiegelt, sei allerdings dahingestellt. Mit der Konstruktion von nationalen Identitätsräumen befassen sich die Beiträge von Douglas Kellner, der die Berichterstattung der US-amerikanischen Medien seit den Terroranschlägen des 11. September untersucht, und Barbara O'Connor, die anhand der Analyse von Texten aus Printmedien nachweist, wie im Irland der 30er Jahre nationale, und zugleich geschlechtlich markierte Körper im Ort der *Dance Hall* konstruiert werden. Ergänzt wird dies durch den Beitrag von Lisa Parks, die sich fragwürdigen Praktiken der Wissensproduktion im Dienst einer vermeintlichen globalen Sicherheit mithilfe von Satellitenbildern widmet. Kevin Robins' Artikel zeigt, wie sich türkische MigrantInnen in London mithilfe transnationaler Medien ihre eigenen, durch Mobilität gekennzeichneten Identitätsräume jenseits der „*imagined communities*“ von Nationalstaaten schaffen.

Mit der Frage, welche Räume Körper einnehmen und wie diese durch diverse Medienräume repräsentiert und materialisiert werden, beschäftigen sich drei Beiträge. So kommt Gitta Mühlen-Achs bei einer Analyse der in aktuellen *Bravo*-Foto-Lovestories verwendeten Körpersprache zu dem Ergebnis, dass auch im beginnenden 21. Jahrhundert der jugendlichen Leserschaft weiterhin höchst stereotype Geschlechterrollen vermittelt werden. Sylvia Pritsch wagt mit ihrem Beitrag einen Blick in eine von „digital beauties“ bevölkerte Hyperwelt, in der sich Weiblichkeit nunmehr als eine Allegorie des Posthumanismus auszunehmen scheint. Am eindrucksvollsten präsentiert sich jedoch Martina Thieles Analyse der Selbstinszenierungen Leni Riefenstahls. Über ihre Filme und Fotoarbeiten und die äußerst problematischen politischen Implikationen einer Ästhetik der schönen Körper, wie Riefenstahl sie vertrat, ist bereits viel geschrieben worden. Bisher wurde jedoch nicht untersucht, wie Riefenstahl sich selbst und ihren eigenen Körper ebenso bewusst in Szene setzte. Einem Bild der Leni Riefenstahl beim Tauchaufenthalt auf den Malediven, lächelnd, im Badeanzug, würde man die Realität ihres Körpers – sie ist zu diesem Zeitpunkt bereits hundert Jahre alt – fast absprechen wollen.

Dem Themenkomplex „Que(e)räume“ widmen sich überwiegend filmwissenschaftliche Beiträge. Andreas Jahn-Sudmanns Analyse des auf einem realen Fall transphober Gewalt basierenden Spielfilms *Boys Don't Cry* arbeitet überzeugend heraus, wie es dem Film zwar über weite Strecken gelingt, einen *transgender*-Blick aufrechtzuerhalten, er aber letztlich die dargestellte Homo- und Transphobie lediglich als ein Phänomen des *white trash*, der weißen Unterschicht Amerikas, präsentiert. Uta Scheer begibt sich in die fiktionalen Welten des 24. Jahrhunderts mit einer Analyse der Darstellung männlicher Homosexualität in der Gestalt der Formwandler in der „Star Trek“ Fernsehserie „Deep Space Nine“. Was zunächst als begrüßenswerte massenmediale Einbindung nichtheterosexueller Lebensweisen erscheint, entpuppt sich schnell als eine Reproduktion des *sex/gender*-Systems des ausgehenden 20. Jahrhunderts, in dem ‚gute‘ Homosexuelle in die heteronormative Matrix absorbiert werden, während das Bild der ‚schlechten‘ Homosexuellen als ultimative Bedrohung der heteronormativen Ordnung weiterhin bestehen bleibt. Weniger glücklich gewählt scheint die Zuordnung der beiden Beiträge von Edgar Forster und Jan Jagodzinski zu diesem Themenkomplex. Beide beschäftigen sich zwar mit Identitätsräumen – Forster untersucht heteronormative Männlichkeit, Jagodzinski beschäftigt sich mit Identitäten im Cyberspace – jedoch schöpfen beide das Potential einer *queeren* Analyse, wie sie beispielsweise mit den Theorien Eve Kosofsky Sedgwicks oder neueren Theorien zur Identitätsbildung marginalisierter Subjekte, wie z.B. José Esteban Muñoz Modell der *disidentification* möglich wäre, nicht aus.

Insgesamt erweist sich der Band aber als ein gelungener Überblick über ein vielversprechendes kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. Nicht zuletzt führt er außerdem in die Ideenwelt einiger noch nicht ins Deutsche übersetzter KritikerInnen ein und verlockt so dazu, sich die Texte dieser Medienwissenschaftler und Kulturgeografen einmal im Original vorzunehmen.

Antje Harms

Literarische Inszenierungen lesbischer Sexualität in der Weimarer Republik

Heike Schader: *Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre, Königstein/T. 2004 (Ulrike Helmer, 308 S., 24,95 Euro).*

Die Weimarer Republik als Blütezeit homosexueller Sub- und Gegenkulturen stellt einen zentralen Ausgangspunkt für die Erforschung lesbischer Identitätskonstruktionen dar. Neben einer Fülle an kulturellen Veranstaltungen, Treffpunkten, Vereinen und ‚Damenclubs‘, die sich vor allem in den Großstädten konzentrierten, existierten auch mehrere Zeitschriften von und für homosexuelle Frauen, in denen historisch zum ersten Mal lesbische Identitätsentwürfe verhandelt und literarisch

dargestellt wurden. Welche Rolle Sexualität und Begehren in diesen Zeitschriften spielten und welcher erotischer Konzepte und sprachlicher Ausdrucksmittel sich dabei bedient wurde, untersucht Heike Schader anhand zahlreicher Gedichte, Kurzgeschichten und Fortsetzungsromane, die im Zeitraum von 1928 bis 1933 in den Zeitschriften *Die Freundin*, *Ledige Frauen*, *Frauenliebe* und *Garçonne* abgedruckt wurden. Damit leistet ihre kürzlich veröffentlichte Dissertation *Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre* erstmals eine umfangreiche wissenschaftliche Aufarbeitung dieses wichtigen Quellenmaterials.

Im ersten Teil ihrer Arbeit skizziert Schader zunächst die zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurse um lesbische Liebe, ‚Pseudohomosexualität‘ und die ‚neue Frau‘, die auch in den so genannten Sachtexten der Zeitschriften eine wichtige Rolle spielten, um sich daraufhin einer ausführlichen quellenkritischen Betrachtung der Zeitschriften und deren Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext zu widmen. Dabei stellt sie neben der wichtigsten Literatur der Zeit auch die ‚Macherinnen‘ der Zeitschriften vor und erstellt Profile der einzelnen Publikationen. In der sich daran anschließenden Betrachtung verschiedener ‚Typen‘ homosexueller Frauen arbeitet Schader heraus, wie variationsreich die Identifikationsmodelle in den Zeitschriftenbeiträgen aussehen konnten. Neben ‚Ben Hur‘, ‚Don Juan‘, ‚Gigolo‘ und ‚Gentleman‘ bzw. ‚Femme fatale‘, ‚Vamp‘ und ‚exotischer Frau‘ als Ausdifferenzierungen des ‚virilen‘ bzw. ‚femininen‘ Typus erschienen hier auch androgyne oder sportliche ‚Typen‘.

All diesen ‚Typen‘ wurden spezifische Verhaltensmuster zugeschrieben, die für die verschiedenen Beziehungsmodelle, denen sich Schader im Folgenden zuwendet, bedeutsam waren. Die erotische Inszenierung dieser Beziehungsmodelle stützte sich dabei auffallend häufig auf die Verwendung von bestimmten Handlungsorten wie Großstadt und Natur, spezifischen Handlungsmustern wie Heirat oder Tod, sowie auf Gegensatzpaare wie arm – reich, jung – alt oder bekannt – exotisch. Dabei wurden sexuelle Handlungen selten explizit beschrieben. Stattdessen griffen die Autorinnen auf stilistische Mittel wie Auslassungen oder Ausdrucksvielfalt, bestimmte Wörter und Begriffe oder Metaphern in Form von Farben, Blumen, Düften zurück. Die Analyse solcher Codierungsmöglichkeiten dient Schader im Folgenden als Folie für die Untersuchung erotischer Beschreibungen von Körperzonen und sexuellen Techniken. Unter anderem setzt sie hier die sexualisierte Bedeutung von Händen in Beziehung zur damaligen sexualwissenschaftlichen Definition von lesbischer Sexualität als ‚gegenseitiger Masturbation‘ und zeigt, dass innerhalb spielerischer Inszenierungen von Sexualität durchaus auch S/M-Praktiken Thema der Zeitschriftenbeiträge waren. Ebenso interessant ist das letzte Kapitel über negative Darstellungen von Sexualität, welche auch sexuelle Gewalt unter Frauen beinhalteten.

Schaders umfangreiche Arbeit bietet einen guten Überblick über die Debatten um Sexualität und Begehren in den Zeitschriften für homosexuelle Frauen der Weimarer Republik. Leider versäumt Schader aber oft über die Ebene der reinen Beschreibung hinauszugehen und die soziokulturellen Bedingungen für erotische Inszenierungen lesbischen Begehrens zu untersuchen. Gerade angesichts des auch von ihr als relevant erachteten Spannungsfeldes zwischen Anpassung und Freiheit,

in dem sich die Entwürfe lesbischer Sexualität bewegten (vgl. S. 8), hätten diese viel stärker in den historischen Kontext, den Schader in den ersten Kapiteln ja auch überzeugend entfaltet, eingebettet werden müssen.

Stattdessen widmet Schader einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeit der ‚Decodierung‘ von bestimmten Farben, Gerüchen, Blumen oder Wörtern. Obwohl dabei einige interessante Bemerkungen, so zum Beispiel über die Genese der Farbe violett zum Merkmal von Homosexualität (vgl. S. 170ff.), gemacht werden, bleibt der Erkenntniswert einer ‚Decodierung‘, die sich u.a. damit beschäftigt, der Farbe rot oder dem Wort ‚heiß‘ eine sexuelle Konnotation zuzuweisen (vgl. S. 167f., 182ff.), meines Erachtens doch zu gering, um solch einen zentralen Stellenwert in der Arbeit zu rechtfertigen, zumal, wie Schader selbst schreibt, viele solcher Metaphern heute noch in Gebrauch sind und LeserInnen von daher verständlich sein sollten (vgl. S. 178).

Obwohl Schader mit ihrer Arbeit „neue Erkenntnisse zur Selbstkonstruktion homosexueller Frauen in den 1920er Jahren“ (S. 20) gewinnen will, geht sie kaum auf die alltagsweltliche Relevanz der in den Zeitschriften entworfenen Darstellungen von Sexualität ein. Begründet wird dies damit, dass es nicht möglich sei, aufgrund einer historischen Analyse „Rückschlüsse auf die Lebensrealität innerhalb der untersuchten Zeit zu ziehen“ (S. 151). Dass Schader nicht einmal versucht, die verschiedenen Sexualitätswürfe oder Identitätsmodelle in Beziehung zu den Leserinnen der Zeitschriften zu setzen, obwohl sich solch ein Unterfangen angesichts der engen Verflechtung von Autorinnen- und Leserinnenschaft, z.B. in Form von Leserinnenbriefen oder regelmäßigen Clubtreffen (vgl. S. 13, 231), durchaus anbieten würde, wird um so unverständlicher, wenn die Zeitschriften an anderer Stelle als „Forum für die Konstituierung homosexueller Ideale und Wirklichkeiten“ (S. 63) bezeichnet werden.

Auch wenn die Schwerpunktsetzung der Arbeit und die damit verbundenen Auslassungen und Mängel dem Forschungsziel Schaders geschuldet sein mögen, lediglich „eine Bestandsaufnahme der Darstellung von Sexualität, Begehren und Erotik homosexueller Frauen in den Zeitschriften homosexueller Frauen“ (S. 20) erstellen zu wollen, mutet es in Zeiten von *Queer Theory* und postmodernem Feminismus doch ein wenig seltsam an, nicht zumindest die Differenzen und Ausschlüsse, die durch die schriftlich niedergelegten Identitätskonstruktionen produziert wurden, zu problematisieren.

Anlässe dafür gäbe es jedoch genug. So waren den Herausgeberinnen der Zeitschriften z.B. die Erfahrungen von TransvestitInnen nur selten einen Beitrag wert, obwohl sich deren Anteil an der Leserinnenschaft als relativ groß erwies (vgl. S. 51). Des Weiteren zeigt die rassistische Konstruktion des ‚exotischen Typus‘ (vgl. S. 117ff., 134ff.), dass auch lesbische Identitätskonstruktionen mit völkischem Gedankengut arbeiten konnten. Dies scheint mir im Hinblick auf die zeitliche Nähe der Zeitschriftenbeiträge zum ‚Dritten Reich‘ – welche im Buchtitel übrigens elegant übergangen wird – und die konforme Haltung einiger lesbischer Protagonistinnen gegenüber dem Nationalsozialismus (vgl. S. 76, 81f), auf die Schader jedoch nicht näher eingeht, besonders bedeutsam. Da Schader nicht einmal in einer Anmerkung auf diese Problematik verweist und außerdem Blüher (vgl. S. 9) und

Weininger (vgl. S. 94) als Referenzen für homosexuelle Identitätskonstruktionen nennt, ohne deren Antisemitismus zu erwähnen, könnte ihre Dissertation als verharmlosende oder zumindest schönfärberische Historiografie lesbischer Geschichte erscheinen lassen.

Trotz dieser Einwände ist Schaders Untersuchung der Darstellungen von Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen der Weimarer Republik ein wichtiger Beitrag zur Identitäts- und Mentalitätsgeschichte weiblicher Homosexualitäten, an den weitere Forschungen zweifellos anzuknüpfen haben.

Manuela Rossini

Queering the Renaissance

Paul Hammond: *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*, Oxford 2002 (Oxford University Press, 281 S., 23,50€).

Richard Halpern: *Shakespeare's Perfume: Sodomy and Sublimity in the Sonnets, Wilde, Freud and Lacan*, Pennsylvania 2002 (University of Pennsylvania Press, 125 S., 28,50€).

Valerie Traub: *The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England*, Cambridge 2002 (Cambridge University Press, 492 S., 35,21 €).

Seit den bahnbrechenden Studien von Alan Bray (*Homosexuality in Renaissance England*, 1982) und Lilian Faderman (*Surpassing the Love of Men: Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present*, 1981) floriert die Forschung zu gleichgeschlechtlichen erotischen und sexuellen Beziehungen in den Betten und Texten der Frühen Neuzeit. Ging es zunächst im Rahmen der *Gay and Lesbian Studies* und im Einklang mit den politischen Zielen der Schwulen- und Lesbenbewegung primär um die Entdeckung männlicher und weiblicher homosexueller Vorfahren zur Akzeptanzschaffung für deren heutige Nachkommen, wurde ‚Homosexualität‘ – wie auch ‚Heterosexualität‘ – dagegen im Zuge der *Queer Studies* der 90er Jahre als Identitäts- und Analysekategorie zunehmend problematisiert. Seither untersucht das Projekt *Queering the Renaissance*, das alle drei Monographien mehr (wie Traub) oder weniger (wie Halpern oder Hammond) dezidiert verfolgen, vor allem die historische Kontingenz, diskursive Bestimmtheit oder performative Herstellung ‚homoerotischen Begehrens‘ – so der nun gewählte Dachbegriff. Dabei zeigt besonders Valerie Traubs Arbeit, wie umfangreich, komplex und differenziert die Fragestellungen sind.

Auch wenn ein nur auf Kontinuität und Identifikation zielender Ansatz abgelehnt wird, folgt daraus nicht, dass erotische Definitionen und Praktiken der Renaissance radikal anders gesehen würden. Traub sieht das Ziel ihrer „genealogy of lesbianism“ darin, „to examine the conditions of intelligibility whereby female-female

intimacies gain, or fail to gain, cultural signification“ (S. 28). Dies bedeutet in der Praxis, die Logik der Diskurse zu beschreiben, die sexuelle Handlungen oder Existenzweisen definieren und dadurch ‚herstellen‘, d.h. sie sichtbar oder unsichtbar machen. *Queering* heisst bei Traub somit hauptsächlich „discovering the terms by which the past articulated its *own* queerness“ (S. 40). Ähnlich argumentiert Richard Halpern in *Shakespeare's Perfume*, wenn er schreibt, dass in den Sonetten nicht eine ahistorische Essenz homoerotischen Verlangens ‚ruchbar‘ sei, sondern „a discourse that *produces* such desire in a culturally and historically specific way“ (S. 13). Der Name *Shakespeare* erfüllt hierbei, was Foucault eine Autorfunktion nennt, d.h. er wird als Gründer einer rhetorischen Tradition gefeiert, die Halpern als „poetics of sublimation“ (S. 13) bezeichnet und die in Wilde, Freud und Lacan ihre würdevollen Bewahrer finde. Was genau dieses ungewöhnliche literarische Quartett verbindet, nimmt Halpern im Untertitel – *Sodomy and Sublimity* – bereits vorweg:

„All four writers reflect in original ways upon the role of sexual desire in art (and art in sexual desire), and all four do so by conjoining the unlikely categories of sodomy and the sublime.“ (S. 8)

Dass ein analytisches Zusammenführen dieser historisch und kulturell sehr unterschiedlichen Kategorien gelingen kann, scheint tatsächlich auch eher „unlikely“ (S. 8). Dem Vorwurf des Anachronismus hält der Autor jedoch entgegen, dass beide Kategorien bereits im Brief Pauli an die Römer eng verknüpft würden, und zwar, indem Sodomie als Gegenpart Gottes figuriere und somit ebenfalls auf der Ebene des Unrepräsentierbaren – der Ebene des Sublimen – angesiedelt sei. Die in der Epistel vollzogene Analogisierung von Sodomie und Sublimität, so Halperns These, wird von Shakespeare in ästhetische Form gebracht.

Eine Beschäftigung mit den poetischen Qualitäten der Sonette ist heute für manche fast schon so skandalös wie gestern die Interpretation dieser Texte als Ausdruck einer „love that dare not speak its name“ (Lord Alfred Douglas, der Lover von Oscar Wilde, in seinem Gedicht *Two Loves*, 1894). Das große Verdienst von Halperns kleinem Buch ist aber, über eine Neudeutung des Vorgangs der Sublimation eine Brücke zwischen Sodomie als Thema einerseits und der Form der Gedichte andererseits zu schlagen. Als Korrektiv zu gängigen Lektüren des Sonettzyklus als ästhetischer Maskerade verbotener, ‚wahrer‘ Sexualität und auch in Umkehrung von Freuds Theorem, dass sexuelle Triebe sich in künstlerischer Produktion entladen, reduziert Halpern Ästhetik nicht zu ‚Ersatzsex‘, sondern betont, dass für Shakespeare wie auch für Wilde gelte: „aesthetic experience is both the ‚truth‘ and the origin of sexual desire“ (S. 2). Paradigmatisch für seine Argumentation ist Sonnet 5 mit seiner zentralen Figur des Parfümfläschens („summer's distillation left / A liquid pris'ner pent in walls of glass“). Der alchemistische Prozess der Destillation dient ihm als Metapher für die textuelle Transformation des Samens – eigentlich zur (heterosexuellen) Prokreation im weiblichen Uterus bestimmt – in Poesie: die männliche Kreation von Schönheit. Dadurch erschafft der Dichter, selbst in den Gedichten an die „dark lady“, eine kanonische Form des homosexuellen Subjekts *avant la lettre*, ein Effekt, den Halpern mit der Formel „Shakespearean homosexuality is the aesthetic sublimate of sodomy“ (S. 21) zusammenfasst. Die These der Konstruktion

von ‚Homosexualität‘ als ontologische wie auch ästhetische Kategorie durch eine ‚Theorie‘ der Sublimierung wird in der Folge an Wildes *The Portrait of Mr. W. H.*, Freuds *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* and Lacans *L'Ethique de la psychoanalyse* weiterentwickelt.

Der Rhetorik von u.a. Shakespeares Sonetten widmet sich auch Paul Hammond in *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*. Detailliert und mit Gespür für die Nuancen des frühneuzeitlichen Sprachsystems – was ich bei Halpern eher vermisse – analysiert er die Implikationen bestimmter Bilder, Tropen, semantischer Felder, literarischer Anspielungen sowie die Assoziationen und Disassoziationen, mittels derer in Texten des 17. Jahrhunderts homosexuelle Beziehungen – bei Hammond ohne Gänsefüßchen – dargestellt werden. Sein Material umfasst eine breite Sammlung von teilweise nicht im Druck zugänglichen Gedichten, Theaterstücken, Briefen und Pamphleten, in denen Sex zwischen Männern figuriert. Dem (wort)spielerischen Charakter seiner Texte angemessen, nimmt Hammond kaum Festlegungen vor, was genau sich darin abspielt. Stattdessen lässt er Raum für unterschiedliche Lesarten und erinnert uns am Ende daran, dass wir in der Frühen Neuzeit keinen homogenen Sodomiediskurs vorfinden. Was sich aber deutlich abzeichnet, ist ein rhetorischer Bruch in der Darstellung von Männerliebe im Lauf des 17. Jahrhunderts: Homoerotik und Freundschaft zwischen Männern gehörten um 1600 noch eng zusammen, wohingegen ein Jahrhundert später der homoerotische Blick auf den männlichen Körper nur noch in der schwulen Subkultur der sogenannten *molly houses* möglich war. Hammond ist sich des Problems bewusst, einen kausalen Zusammenhang zwischen kultureller Produktion und sozialer Praxis zu postulieren. Trotzdem wagt er die These, dass sich homosoziale Männerbünde vom Verdacht der ‚Homosexualität‘ befreien mussten – „to preserve the clarity and stability of the definition of masculinity in the face of a new world of homosexual self-definition“ (S. 116) – und deshalb homoerotischen Phantasien keine Bühne mehr geboten wurde.

Hammond verfolgt Strategien des Öffnens und Schließens solcher Räume vor allem anhand von Shakespeares Sonetten und ausgewählten Dramen (*The Merchant of Venice* und *Twelfth Night*), deren Neuausgaben, respektive Adaptionen in der Restaurationszeit, wo es keinen Ort mehr gibt für die

„ambiguities of Shakespeare’s erotic imagination, his pursuit of multiplicity, and his desire to blur definitions, to postpone the moment at which choices have to be made.“ (S. 116)

Die weiteren Fallstudien beschäftigen sich mit „Politik und ‚Sodomie‘“ am Beispiel der überzeichneten Darstellungen homosexueller Machtfiguren und schließlich – in einer gelungenen dekonstruktiven *tour de force* – mit homoerotischen Motiven in der vorgeblich heterosexuellen Lyrik von Andrew Marvell und John Wilmot, Earl of Rochester.

Die von Hammond beschriebene Diskontinuität in der Repräsentation von Männerliebe lässt sich ebenfalls in der Darstellung und Beurteilung von intimen Frauenbeziehungen feststellen, wengleich die Geschichte des *lesbischen* Subjektes – ich übernehme Traubs als Verfremdungseffekt intendierte Typographie – nicht parallel

zur Geschichte des *schwulen* Subjektes verläuft. Bis etwa zur Restauration schien es niemanden zu stören, wenn Frauen zusammen in einem Bett nächtigten, sich innig küssten oder exklusive Freundschaften pflegten. Was bis dahin als unschuldig galt, wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts als unmoralisch und die soziale Ordnung bedrohend konstruiert. Schematisch formuliert: „a discursive regime of impossibility is gradually displaced by a governing logic of suspicion and possibility“ (S. 19-20). Cupido in John Lylys *Gallathea* (c.1584) erklärt: „I will (...) so confound their loves in their own sex that they shall dote in their desires, delight in their affections, and practice only impossibilities“ (S.5). Hier reiht sich der Dramatiker in eine lange Reihe von Stimmen ein, die das Begehren zwischen Frauen nur als eine *amor impossibilis* figurieren können: Innerhalb eines hegemonialen Referenzrahmens, der den Phallus als einzigen Signifikanten von Sexualität und Penetration als einzige Form von Erotik aufrechterhält, können sich Frauen eben nicht ‚wirklich‘ lieben und einander erotisches oder sexuelles Vergnügen bereiten. Indem Lylys Szene aber auf die mögliche Verwirklichung solcher Lust und Leidenschaft hinweist, trägt sie dennoch dazu bei, „to make the impossible intelligible and the unintelligible possible“ (S. 6).

Diese Form der ‚practicing (im)possibilities‘ ist Ausgangspunkt von Traubs in vieler Hinsicht großartigem Buch, das zu einem Klassiker nicht nur der *Early Modern Studies*, sondern der „*Queer Philology*“ (Masten) insgesamt avancieren dürfte. Denn hier begibt sich die Autorin auf die tropologischen Spuren jener möglichen Unmöglichkeiten und unmöglichen Möglichkeiten am Hof Elisabeths, in Dramen, Gedichten, Gerichtsakten, Grabskulpturen, Reiseberichten, Anatomiebüchern, pornographischem Material, in Malerei und Musik nicht nur Englands, sondern vieler weiterer Kulturen Europas und Nordamerikas. Ihre Leitfiguren dabei sind die sogenannte ‚Tribade‘ – eine Figur, die im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der Klitoris im Jahr 1559 eine Renaissance erlebte – und die ‚Freundin‘, deren Darstellungen sich immer mehr an die ‚Tribade‘ anglichen. Mit Fokussierung auf weitere Leitkonzepte wie *pleasure*, *generation* und *chastity* untersucht sie zudem die dynamischen Wechselwirkungen zwischen weiblichen (wie auch männlichen) gleichgeschlechtlichen Verhältnissen und anderen gesellschaftlichen Domänen und Diskursen wie Reproduktion, Familie, Verwandtschaftsnetzen, ‚Rasse‘ oder Nationalismus. Ausserdem verdeutlichen zwei Kapitel zu medizinisch-anatomischen Trouvaillen, dass ‚Lesbianismus‘ nicht zufälligerweise gerade dann eine ‚Renaissance‘ erlebte – Traub gebraucht den Ausdruck sowohl wörtlich wie auch ironisch –, „when new discourses made certain interests in the body salient and innovative modes of investigation possible“ (S. 10).

The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England erfüllt zwar an erster Stelle ein Desiderat der *Lesbian Studies*, da es weiblicher und insbesondere *lesbischer* Sexualität in der Frühen Neuzeit eine Sichtbarkeit gibt, die sie in den meisten Literaturgeschichten und Geschichtsbüchern bislang nicht hat. Das Buch bietet jedoch sehr viel mehr, was hier nur stichwortartig gewürdigt werden kann. In vorbildlicher Weise verbindet Traub einen „strategic historicism“ (S. 28) mit feministischer und poststrukturalistischer Theorie, wobei sie einige blinde Flecken dieser Ansätze aufdeckt, sowie mit einem hohen Reflexionsgrad des eigenen metho-

dischen Vorgehens – all dies in elegantem Stil wie auch mit lustvollem politischem Engagement vorgetragen. Neben der Vermittlung zwischen Forschung und zeitgenössischer Theaterpraxis initiiert sie nicht zuletzt durch die Revision und Fortentwicklung wichtiger Konzepte eine weitergehende Erforschung von Sexualität und Erotik – damals wie heute.

Diese Rezension ist zuerst erschienen unter dem Titel „Parfüm und Leidenschaft: Queerlektüren“, in: *Shakespeare Jahrbuch* 140, 2004, S. 287-291.

Mona Hanafi El Siofi

Was hat ‚korrigierende‘ Genitalchirurgie an Intersexuellen mit Frauen-Beschneidung zu tun?

Hanny Lightfoot-Klein: *Der Beschneidungsskandal*, Berlin 2003 (Orlanda, 192 S., 15,50 €).

Mit dem Begriff ‚Frauen-Beschneidung‘ verknüpft sich die Tatsache, dass in 28 afrikanischen, aber auch in einigen nicht-afrikanischen Staaten jährlich ca. 2 Millionen Frauen und Mädchen ganz oder teilweise die Genitalien entfernt werden. Die historischen Ursprünge der Praxis lassen sich für Afrika bis in die Pharaonenzeit zurückverfolgen. Im extremsten Fall wird dabei anschließend die Vaginalöffnung so eng zugenäht (Infibulation), dass kaum noch ein Streichholz hindurchpasst. Dies hat besonders schwerwiegende gesundheitliche Folgen: lebenslange starke Schmerzen beim Gehen, Wasserlassen und der Menstruation, chronische Entzündungen. Hinzu kommt bei Geburten das oft tödliche Risiko für Mutter und Kind durch die zunehmende Verhärtung des vernarbten Gewebes, dessen mangelnde Dehnungsfähigkeit schon eine Penetration fast unmöglich macht. Indirekt können damit auch Depressionen, Angstzustände u.ä. verbunden sein.

Lange bevor in den 1970er Jahren internationale Organisationen und ‚westliche‘ Feministinnen auf die Praxis weiblicher Beschneidung aufmerksam wurden, haben im Sudan und in Ägypten bereits v.a. Frauen aus dem Gesundheitswesen diese Tradition, insbesondere die der Infibulation, als medizinisch unnötig, sehr schmerzhaft und radikal gesundheitsgefährdend angeprangert (Der Begriff ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ bezeichnet im Folgenden immer nationalstaatliche Bevölkerungen oder Individuen, die sich überwiegend dem Kontext historisch-europäischer Denktraditionen zuordnen). Sie engagierten sich schon seit 1940 in öffentlichen Kampagnen, und viele afrikanische Regierungen erließen daraufhin Anti-Beschneidungsgesetze. Allerdings waren und sind die Behörden, besonders den ländlichen Raum betreffend, mit einer wirksamen Bekämpfung überfordert. Denn zum einen wurde die Praxis durch gesetzliche Verbote keineswegs ausgerottet, sondern in den Untergrund ge-

trieben, zum anderen haben diese Staaten meist sehr viel existenziellere Probleme wie Bürgerkriege, Seuchen, Dürre, Infrastruktur- und Bildungsdefizite, die ihre Gesellschaften massiv destabilisieren. Trotzdem ist allem Anschein nach zumindest in urbanen Zentren die Durchführung von Infibulationen eher rückläufig, d.h. es wird vermehrt nur noch auf ‚mildere‘ Beschneidungsformen – also Entfernen bzw. Kappen der Klitoris – zurückgegriffen, wenn man nicht sogar ganz darauf verzichtet.

Der ‚westliche‘ (Über)Eifer im Engagement gegen die Tradition der Frauen-Beschneidung im Allgemeinen wird nicht selten jedoch als postkoloniales Einmischen in afrikanische Angelegenheiten (miss)verstanden und hat oft auch nur kurzfristige Erfolge erzielt. Speziell AnhängerInnen traditionalistischer Bewegungen sehen darin eine neo-imperialistische Feindseligkeit gegen ihre Kultur im Allgemeinen. Die meisten afrikanischen GegnerInnen plädieren vielmehr für ‚afrikanische‘ Lösungen, also für selbstbestimmte Ansätze, die auf der genauen Kenntnis soziokultureller Rahmenbedingungen basieren und damit langfristig wirksam werden. So konnte man örtlich z.B. Ersatzrituale einführen, wo Beschneidung von Mädchen ein wesentlicher Bestandteil der Initiation war.

Im ‚Westen‘ ist mittlerweile viel Literatur über die Beschneidung von Frauen erschienen und das Thema wird häufig, wie auch in anderen Medien, hochemotional abgehandelt. Gerade in Kampagnen werden gerne Tatsachenberichte zitiert, die eine Beschneidungssituation lebhaft veranschaulichen sollen. Damit kann man sich die Abscheu und das Entsetzen der LeserInnen wirkungsvoll sichern. Doch der soziale Kontext, der ein besseres Verständnis der Gründe für einen solchen Eingriff und damit auch Veränderungen vor Ort ermöglichen würde, bleibt dabei nur zu oft weitestgehend ausgeblendet. Fragt sich, welcher Selbstzweck dahinter steht?

Auf die hohe Relevanz gesellschaftlicher Zusammenhänge und Motive hat Hanny Lightfoot-Klein, die heute als Expertin auf diesem Gebiet gilt, bereits 1989 in ihrem ersten Buch *Prisoners of Ritual. An Odyssey into Female Genital Circumcision in Africa* hingewiesen. Es wurde 1992 mit dem – polemischeren – Titel *Das grausame Ritual. Sexuelle Verstümmelung afrikanischer Frauen* (Fischer Verlag) ins Deutsche übersetzt. Hier erfährt man etwa, neben einer detaillierten Darstellung der gesellschaftlichen Beweg- und Hintergründe, dass das Kind während und nach dem Beschneidungsakt normalerweise von geliebten und liebevollen Personen umgeben ist, nicht von sadistischen Monstern. Aufgrund intensiver emotionaler Unterstützung ist es möglich, betont die Sozialpsychologin, dass die meisten Mädchen zu Frauen heranreifen, die *trotz* des psychophysischen Traumas in der Kindheit selbstbewusst und auch glücklich im Leben stehen: in dem Wissen, dass das *für* sie getan wurde – aus Liebe und dem Wunsch für ihre gesellschaftliche Anerkennung usw. Schmerzen gehören zum Leben einfach dazu. Außerdem macht Lightfoot-Klein deutlich, dass beschnittene Frauen, sogar infibulierte, eine erfüllte Sexualität (auch mit Orgasmus) haben können.

Frauen-Beschneidung wird von der Autorin jedoch keinesfalls, weder in ihrem ersten noch in ihrem neuen Buch *Der Beschneidungsskandal*, zur Idylle verklärt. Aber sie plädiert dafür,

„dass wir lernen, den verschiedenen Stimmen Afrikas zuzuhören, und dass wir dies tun, ohne wütend zu werden oder zu bewerten, auch wenn uns das, was wir zu hören bekommen, nicht immer gefällt. Wir müssen uns selbst immer wieder daran erinnern, dass (...) es nur mit Verständnis zu einer Lösung kommen kann.“ (S. 131)

So gilt für *alle* GegnerInnen der Frauen-Beschneidung gleichermaßen zu bedenken, dass neben schlechten ökonomischen Bedingungen tief verwurzelte gesellschaftliche Voraussetzungen wie Geschlechterrollen, Denk- und Sozialstrukturen die Beibehaltung dieser Tradition ermöglichen. Ihnen ist mit Logik oder rein emotionaler Identifikation mit den ‚Opfern‘ nur schwer zu beugen.

Und an der Stelle gesellschaftlicher Voraussetzungen wird Lightfoot-Kleins neuestes Buch nun interessant: Man kann sich an der eigenen ‚westlichen‘ Nase packen. Zum einen führt sie aus, dass, abgesehen von der römischen Antike, auch in der jüngeren Zeit Europas und den USA, also vom Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts, das Entfernen der Klitoris in großem Stil üblich war – dies sollte, neben einer langen Reihe von somatischen Krankheiten, auch Hysterie oder weibliche Homosexualität ‚heilen‘ helfen. Zum anderen werden von ihr die Vorhautbeschneidung, wie man sie z.B. in den USA bei 80% der Jungen unabhängig von Religionszugehörigkeit durchführt, und die gängigen ‚korrigierenden‘ Operationen an intersexuellen Kindern in denselben Kontext gesetzt wie die afrikanische Frauen-Beschneidung. Und das eben mag im ersten Augenblick überraschen, gar Unwillen hervorrufen. Doch um ein gegeneinander Abwägen hinsichtlich der psychophysischen Folgen für die Betroffenen – ‚was ist schlimmer?‘ – soll es hier gar nicht gehen. Lässt die Autorin zwar alle behandelten Themen in ihrem Buch eher unverbunden nebeneinander stehen, so kann man doch daraus schließen, dass die soziokulturellen *Intentionen*, die *hinter* diesen Eingriffen an menschlichen Genitalien stehen, sehr wohl einen Vergleich zulassen.

So sind mögliche Analogien von Frauen-Beschneidung und chirurgischen Eingriffen an Intersexuellen, die ebenso für Vorhautbeschneidungen geltend gemacht werden können, z.B.

- die Anpassung an ein vorherrschendes gesellschaftliches Ideal hinsichtlich Geschlechtszugehörigkeit, Schönheit und physischer bzw. psychischer Gesundheit
- der performative Wert der Beschneidung; durch sie wird man zu einer ‚richtigen‘ Frau, einem ‚richtigen‘ Mann
- die ‚Verletzung‘ des *informed consent* (informierte Zustimmung) bei Kindern

- ihre Unterlassung kann zu gesellschaftlichen Sanktionen wie Gerede, Hänseleien, offene Kritik, Ausgrenzung und Problemen bei der PartnerInnenwahl führen
- die Verstümmelung bzw. der Verlust der empfindlichsten Sexualorgane, die eine Stimulation erschweren oder verhindern können
- die Schmerzen, die je nachdem mit sexuellen Handlungen bzw. der Penetration verbunden sind
- die Entwicklung hin zu einer Medikalisierung – also die Einführung klinischer bzw. besserer hygienischer Bedingungen; daher droht eine stillschweigende Akzeptanz der Praxis, d.h. diese wird nicht oder kaum mehr hinterfragt.

Hätte sich insbesondere das letzte Kapitel ihres Buches dazu geeignet, solch markante Parallelen soziokulturell motivierter Eingriffe in den menschlichen Genitalbereich in ihrem ‚Wert‘ sowohl für die Betroffenen als auch für die Gesellschaft deutlicher auszuarbeiten, bietet Lightfoot-Klein gewiss jedoch zumindest zwei Implikationen: (1) Mit der eher kulturellrelativistischen Sicht des ‚Bei uns gibt’s das ja auch‘ können einzelne Formen genitaler Eingriffe wie die afrikanische Frauen-Beschneidung nicht mehr bloß in den Bereich ‚menschenverachtender Fremdkultur‘ oder ‚barbarischer Grausamkeit‘ verdrängt bzw. herausgestellt werden. Diese Erkenntnis muss aber nicht notwendig zu einem Interventionsverbot oder zur Verstümmung führen, tritt man respektvoll und umsichtig in einen Dialog mit dem ‚Anderen‘ – so zeigt das Vorbild der Autorin. (2) Für die *Queer* und *Gender Studies* wird durch die In-Beziehungsetzung verschiedener Beschneidungsformen das Verhältnis von Sexualität, Geschlecht und Körper kulturübergreifend angesprochen. In allen dargestellten Fällen werden anhand solcher Eingriffe gesellschaftliche Diskurse über anatomisches und soziales Geschlecht am substantiellen Körper fühl- und sichtbar gemacht, ko-, ‚operiert‘. In welcher kulturell gebundenen Weise die ‚leibhaftige‘ Herstellung der Geschlechternormen erreicht wird, ist nur symptomatisch.

Mein herzlicher Dank geht an Astrid Meyer, die mit mir die ‚Analogien von Frauen-Beschneidung und chirurgischen Eingriffen an Intersexuellen‘ stundenlang diskutierte und mir nachfolgend ihre Notizen zur Verfügung stellte.

Birgitta Wrede

Alles ist möglich? – Leben und Lieben bisexuell begehrender Frauen

Kerstin Münder: Ich liebe den Menschen und nicht das Geschlecht. Frauen mit bisexuellen Erfahrungen, Königstein/Taunus 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 200 S., 19,95 €).

Wie leben bisexuell begehrende Frauen? Welche Chancen und Möglichkeiten bieten bisexuelle Erfahrungen? Sexuelle Abenteuer auch mit Menschen des gleichen Geschlechts zu haben, gilt häufig als ‚chic‘. Doch letztlich werden Sexualität und Leben von Frauen, die Frauen *und* Männer begehren, immer noch weitgehend ignoriert oder als bloße Variante homosexueller Praktiken betrachtet. Kerstin Münder hat mit bisexuellen Frauen gesprochen; sie geht den positiven und unterstützenden Aspekten bisexueller Lebensentwürfe nach und macht damit deutlich, welcher Reiz darin liegt, sexuelle Identität als fließend zu erleben und welche Freiräume das ermöglicht. Dabei verbindet sie theoretische Erörterungen und Erfahrungsberichte bisexuell l(i)ebender Frauen zu einer äußerst interessanten und lesenswerten Studie, die zur Auseinandersetzung mit einem Thema anregt, das mit zahlreichen Klischees und Tabus behaftet ist. Der Schwerpunkt der Studie liegt dabei auf der Frage, inwieweit bisexuelles Begehren ein Gewinn im Leben von Frauen sein kann. Wo finden sie Unterstützung und Ermutigung in der Auseinandersetzung mit ihrem Begehren und ihrer sexuellen Identität, welchen Einfluss haben bisexuelle Erfahrungen auf das Selbstkonzept, die sexuelle Selbstdefinition und den Lebensalltag von Frauen?

Der erste Teil des Buches wirft einen Blick in die Geschichte, um zunächst einen Eindruck davon zu vermitteln, wie im Laufe der letzten Jahrhunderte über bissexuelles Begehren gedacht und wie damit umgegangen wurde. Dabei wird gezeigt, warum sich Menschen überhaupt über ihre Sexualität definieren, was unter sexueller Identität zu verstehen ist und welcher Nutzen, aber auch welche Gefahren damit verbunden sind, sich auf solche Identitäten zu beziehen. Hier wird die gesellschaftliche Dimension sexueller Orientierung und entsprechender Kategorien und Zuschreibungen deutlich. Denn,

„die Verbindung von biologischem Geschlecht, sozialem Geschlecht, sexuellem Verhalten und sexueller Identität [ist] keine ursächliche. Vielmehr ist die Bedeutung dieser Faktoren und deren Zusammenspiel sozial konstruiert und ein Spiegel der jeweiligen Kultur und der sozialen Gruppe.“ (S. 27)

Die Autorin gibt einen guten Überblick über sexualwissenschaftliche Theorien und macht sie anhand von alltagsrelevanten Fragen auch für Nicht-WissenschaftlerInnen gut nachvollziehbar. Ihre Darstellung lässt sich auch als Aufforderung lesen, sich den dualistischen bzw. definitorischen Rastern der herrschenden Denkstruk-

turen und sowohl der gängigen wie auch neuer Categoriesysteme – der Label und Etiketten und Selbstdefinitionen – zu entziehen. Denn es

„stellt sich die Frage, worüber ein Label denn eigentlich eine Aussage treffen soll. Handelt es sich hier um die Beschreibung sexuellen Verhaltens, emotionaler Verbundenheit oder um eine politische Zugehörigkeit?“ (S. 39)

Allerdings sei der Anspruch, dass Identitäten weder festlegen noch reduzieren sollen, schwer einzulösen. Denn

„aufgrund unserer Sozialisation haben wir gelernt, uns auf diese Kategorien zu beziehen und unsere Welt dementsprechend zu strukturieren. Im Denken jenseits dieser Begrifflichkeiten sind wir bisher noch zu ungeübt.“ (S. 48)

Ein Experiment, das aber dennoch lohnend erscheint, eröffnet die Auseinandersetzung mit Kategorien und deren Wirkungsmacht doch neue Freiräume und Möglichkeiten – auch jenseits von Geschlechtsrollenklišees.

Der zweite Teil des Buches ist den persönlichen Geschichten von sechs Frauen im Alter von 26 bis 48 Jahren gewidmet, die den Grundstock der Untersuchung bilden. Dabei kommen die Gesprächspartnerinnen selbst zu Wort. Ihre Berichte vermitteln den LeserInnen einen Zugang zu der Erfahrungswelt bisexuell begehrender Frauen. Die Autorin wollte u. a. wissen, ob bisexuelle Erlebnisse eine Bereicherung und ein Entwicklungspotential für Frauen darstellen können. Warum sollten sich Frauen und Männer auf einen Lebensweg einlassen, der dem Anschein nach eine Fülle von Schwierigkeiten mit sich bringt, jedoch nichts zu bieten hat? Was bewegt sie dazu, sich gegen bestehende Konventionen aufzulehnen und sich auf sexuelle Beziehungen mit Menschen beiderlei Geschlechts einzulassen? Könnte es sein, dass bisexuelle Erfahrungen neben all den Auseinandersetzungen auch Chancen und Möglichkeiten bieten, ja, vielleicht sogar eine Bereicherung im Leben darstellen? Welche Faktoren tragen dazu bei, dass bisexuelle Erlebnisse als Gewinn bringend erlebt werden?

Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen ist eine sehr interessante Studie herausgekommen, die die große Bandbreite an Erfahrungen aufzeigt, die bisexuelle Frauen unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen Beziehungsstrukturen gemacht haben. Der „Einstiegsprozess“ in die lesbisch/feministische Szene, die bereichernden Erfahrungen durch Frauenbeziehungen, die erste Identitätsfindung als Lesbe und wiederum die Identitätswandlung nach dem Erkennen, wieder einen Mann zu begehren. Deutlich wird vor Augen geführt, wie sexuelles Begehren mit Fragen der sexuellen Identität, der politischen Verortung und der Zugehörigkeit zu einer Gruppe verknüpft ist. Die Gesprächspartnerinnen von Münster wünschen sich übereinstimmend, dass das Denken in Kategorien aufgegeben werden könnte. Ihnen wäre es am liebsten, wenn die Geschlechtszugehörigkeit einer Partnerin bzw. eines Partners keine Rolle spielen würde, sondern die menschlichen Qualitäten einer Person an erster Stelle stehen würden.

Die Untersuchung von Münder ermöglicht einen Blick in bislang für viele verschlossene Lebenswelten. Einfühlsam und mutig führt die Autorin die Möglichkeiten vor Augen, die sich dabei eröffnen, sowohl Männer als auch Frauen zu lieben und nicht in Etikettierungen von Gruppenzugehörigkeiten wie der Lesbenszene oder Rollenklischees der Heterowelt zu verfallen. Zu bedauern ist einzig die geringe Auswahl der interviewten Personen und dass nur Akademikerinnen zu Wort kommen. Dennoch kann die Studie von Münder vielfältigen Anforderungen genügen: Sie kann der Selbsterfahrung und Selbsthilfe dienen, als Aufklärungsbuch fungieren und unterstützend für die Bildungs- und Beratungsarbeit sein. Und dieses Buch lässt sich auch als ein Plädoyer für die Erweiterung eigener Identitätskonzeptionen lesen, als eine Warnung vor der Definitionsmacht gesellschaftlicher Konventionen und nicht zuletzt als ein Appell an Toleranz.

Diese Rezension ist zuerst erschienen in: *IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung*, Nr. 28/2004, 21. Jg. S. 143-144.

Astrid M. Fellner

Freundinnen und Geliebte: Latinas erzählen ihre Schicksale

Ramos, Juanita (Hrsg.): *Compañeras: Latina Lesbians/Lesbianas Latinoamericanas*, New York 2004 (Latina Lesbian History Project, 3. Aufl., xlviii+351 S., 25 \$).

In den frühen 80er Jahren wurde innerhalb des Feminismus Kritik am homogenisierenden ‚Wir‘-Begriff der Frauenbewegung und der feministischen Wissenschaft laut. Vor allem schwarze Frauen und Latinas wandten sich gegen eine feministische Politik, die hauptsächlich als Phänomen der *white middle-class* aufträte und ihre spezifischen Probleme ignorierte bzw. in einer Art präsentierte, die Minoritäten nicht gerecht werde. Die verschiedenen Formen der Unterdrückung, die Gleichzeitigkeit und gegenseitige Verstärkung von ‚Geschlecht‘, ‚Rasse‘, ‚Sexualität‘ und ‚Klasse‘ sowie Fragen wie Immigration, Migration, Globalisierung und soziale Probleme blieben seitens weißer Feministinnen meist unterbelichtet.

Der von den U.S.-amerikanischen sogenannten *Women of Color* propagierte Feminismus rekonfigurierte die feministische Theorie in einer fundamentalen Weise, indem neue Formen der Subjektivität aufgestellt wurden, die auf die Pluralität von Identität aufmerksam machen. Die Publikation von *This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color* (1981), die von Gloria Anzaldúa und Cherríe Moraga herausgegeben wurde, sowie das Buch *All the Blacks Are Men, All the Women Are White, But Some of Us Are Brave*, herausgegeben von Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott, and Barbara Smith (1982) leiteten eine neue Phase des amerikanischen Feminismus ein und brachten eine wesentliche Veränderung im feminis-

tischen Bewusstsein mit sich. Juanita Ramos' *Compañeras*, ursprünglich 1987 von dem von ihr mit begründeten *Latina Lesbian History Project (LLHP)* publiziert, schließt an diese Tradition an, da es auf die multiplen Formen der Unterdrückung von Latina Lesben aufmerksam macht und die Erfahrungen von diesen Frauen in einen globalen, transkulturellen Kontext stellt.

Der vorliegende Band ist die expandierte, dritte Auflage dieser Anthologie von Berichten, Gedichten und Kurzgeschichten von Latina Lesben, die ihre Probleme und persönlichen Konflikte dokumentieren, die sich aufgrund ihrer Sexualität, Ethnizität, und Migrationserfahrungen ergeben. Der Titel *Compañeras*, auf Deutsch am besten mit „Gefährtinnen“ übersetzt, ermöglicht Lesben eine positive Identifikation mit den Trägerinnen und soll auf den gemeinschaftlichen Aspekt im Kampf gegen Unterdrückung hinweisen. Der Begriff ‚Latina‘, der sich üblicherweise auf U.S.-Amerikanerinnen lateinamerikanischer Abstammung bezieht, wird in diesem Band auf Frauen aus der Karibik, Zentral- und Südamerika sowie Chicanas und Mexikanerinnen erweitert und weist somit in noch deutlicherer Weise auf die transkulturelle feministische Praxis von Latinas hin.

Die hybriden Subjektconstitutionen werden auch auf der Ebene des Genre und der Form sichtbar gemacht und kommen vor allem durch die Zweisprachigkeit des Bandes zur Geltung. Während andere alternative feministische Diskurse oft Beiträge enthalten, die von Schriftstellerinnen und Wissenschaftlerinnen geschrieben sind und die alltäglichen interkulturellen Erfahrungen von Latinas repräsentieren, unternimmt *Compañeras* den Versuch, die Frauen selbst zu Wort kommen zu lassen und somit den Alltagserfahrungen von Latina Lesben Raum zu geben. Der Großteil der Berichte sind entweder so genannte *oral histories* oder transkribierte Interviews. Dadurch entsteht der Effekt einer beeindruckenden Unmittelbarkeit der individuellen Erfahrungsberichte, die oft sehr bewegende Schicksale erzählen. Während die erste Auflage 47 Frauen aus 10 verschiedenen Herkunftsländern zu Wort kommen ließ, ist die dritte Auflage um 16 Texte erweitert, deren Autorinnen insgesamt 15 verschiedene Länder repräsentieren. Gegliedert ist der Band in sechs Kapitel, die die einzelnen Berichte thematisch organisieren. Zusätzlich zu den Kapiteln „The Other Side/Del otro lado“, „Coming Out/Saliendo del closet“, „Lovers and Friends/Amantes y amigas“, „Families/Familias“ und „The Struggle Continues/La Lucha continua“, die in englischer und spanischer Sprache geschrieben sind, ist die dritte Auflage um die Sektion „Forging Identities and Building Movements and Feminisms in Latin America/Construyendo identidades, movimientos, y feminismos en América Latina“ erweitert, deren Beiträge alle auf Spanisch sind. Die Interviews und persönlichen Geschichten dieser erweiterten Sektion fokussieren die politische Realität und die Schwierigkeiten von lesbischen Aktivistinnen in Lateinamerika.

Der vorliegende Band vertritt einen praktischen Feminismus und bietet am Ende nicht nur eine hilfreiche Bibliographie zu Latina Lesben Literatur, sondern enthält auch eine Aufzählung von Lesbennetzwerken und -organisationen in den USA, Zentral- und Südamerika. Eine deutliche Aussage des Bandes ist es, dass das Gefühl der Unterdrückung das Ergebnis der Synchronität verschiedener Herrschafts- und Machtverhältnisse ist. *Compañeras* analysiert auf beindruckende Weise die Situation von Latina Frauen in der Gleichzeitigkeit von Homophobie, Rassismus,

Sexismus und Klassismus und leistet nicht nur einen interessanten und wichtigen Beitrag zur Lesben- und Genderforschung, sondern trägt auch zum wachsenden Feld transkultureller Migrationsforschung bei.

Franziska Bergmann

Auf der Flucht vor dem Selbst

Melania G. Mazzucco: *Die so Geliebte. Roman um Annemarie Schwarzenbach*, München/Zürich 2003 (Piper, aus dem Italienischen von Gesa Schröder, 541 S., 23,90 €).

„Auf allen Photographien ist sie – weil der Photograph es so will oder sie selbst – unerreichbar, mysteriös, wie ein geschlechtsloser Engel, ernst und erschreckend.“ (S.42)

Annemarie Schwarzenbachs Persönlichkeit und Biografie sind faszinierend und abschreckend zugleich. Die aus einer Schweizer Großindustriellenfamilie stammende Schriftstellerin, Foto- und Reisejournalistin führte ein kurzes, aber intensives, unkonventionelles Leben zwischen 1908 und 1942. Sie war hin- und hergerissen zwischen den konservativen Erwartungen ihrer Familie und den Ansprüchen ihrer rebellischen Freundin und kurzzeitigen Liebhaberin Erika Mann. Nach ihrem Studium zog sie nach Berlin, um nah bei Erika und Klaus Mann leben zu können und erlebte das Aufkommen des Nationalsozialismus. Engagiert unterstützte sie die antifaschistische Arbeit der Mann-Kinder, gleichzeitig wuchs aufgrund der politischen Lage ihre innere Unruhe und Unsicherheit, sie griff zu Morphium und wurde abhängig. Sie unternahm mehrere abenteuerliche Reisen nach Persien, Amerika und Afrika – immer auf der Suche nach Geborgenheit, nach einem Halt und nach sich selbst. Es wurden spannende Fotoreportagen über die Situation der armen Bevölkerung in Persien und den USA von ihr veröffentlicht. In Persien heiratete sie – der Krieg in Deutschland war bereits ausgebrochen – den homosexuellen französischen Diplomaten Claude Clarac. Doch auch die Ehe bot ihr keinen Halt. Ihr psychischer Zustand verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, in Amerika wurde sie unter unmenschlichen Umständen in eine Nervenheilanstalt interniert und eine Schizophrenie wurde diagnostiziert.

Völlig verstört kehrte sie zurück in die Schweiz, wurde jedoch von ihrer herrschsüchtigen Mutter, die Annemarie dennoch über alles liebte, zurückgewiesen. Daraufhin flüchtete sie nach Afrika, um sich über ihre Zukunft Gedanken machen zu können; doch auch dies misslang, da sie verdächtigt wurde, eine nationalsozialistische Spionin zu sein, und das Land verlassen musste. Bei einer erneuten Heimkehr in die Schweiz beschloss sie, sich ein Haus in Sils Baselgia zu kaufen, um dort

zur Ruhe zu kommen. Kurz vor dem Kauf des Hauses erlitt sie einen schweren Fahrradunfall und starb.

Mazzucco, italienische Schriftstellerin und Dramaturgin, die durch eine Passage über Annemarie Schwarzenbach in Klaus Manns *Wendepunkt* inspiriert wurde, stellt Schwarzenbachs Leben auf ca. 500 Seiten dar. Da viele biografische Quellen Schwarzenbachs durch ihre Mutter vernichtet wurden, musste Mazzucco die Leerstellen in ihrem Roman dichterisch ausfüllen – was ihr gut gelingt. Auf sehr einfühlsame Weise zeichnet Mazzucco Schwarzenbachs Leben und vor allem ihre psychische Entwicklung nach, wie es in keiner konventionellen Biografie möglich wäre. Die Handlung beginnt und endet eingerahmt von Schwarzenbachs Tod, was ihr eine abgeschlossene Form verleiht.

Schwarzenbachs Leben wird aus unterschiedlichen Perspektiven geschildert. Größtenteils erfahren wir über das Leben der Autorin aus ihrer eigenen Sicht, doch Mazzucco versucht auch die Perspektive von Claude Clarac zu integrieren und stellt sie dar, wie sie hätte gewesen sein können. Claude Clarac hält kontinuierlich an der Hoffnung fest, Annemarie würde sich besinnen und die Ehe mit ihm nicht beenden. Mazzucco versetzt sich fiktiv in Klaus Mann und seine niedergeschlagene Stimmung aufgrund seines Gefühl des Scheiterns im antifaschistischen Kampf hinein, Erika Mann berichtet, wie anstrengend Annemaries ständige Werbeversuche um sie seien und wie sie sich förmlich an ihr festklammert. Annemaries Mutter Renée schildert, wie enttäuscht sie darüber ist, dass Annemarie nicht den von ihr vorgesehenen Lebensweg geht.

Durch diese nachgestellte Multiperspektive erhalten die Leserinnen und Leser einen sehr detaillierten, wenn auch nicht notwendigerweise auf Quellen beruhenden Einblick in Annemarie Schwarzenbachs Leben.

Lediglich am Ende findet sich ein Bruch in der klaren Struktur des Romans: Noch im gleichen Kapitel nach Schwarzenbachs Tod wechselt die Autorin in die eigene Perspektive und berichtet von ihren Nachforschungen zu Schwarzenbachs Leben. Hier wäre ein gesondertes Kapitel sinnvoller gewesen, da die Leserinnen und Leser unvermittelt aus Schwarzenbachs Biografie gerissen werden.

Ein weiterer wesentlicher Kritikpunkt ist, dass Schwarzenbachs literarisches Schaffen kaum Beachtung findet. Mazzucco hätte beispielsweise die Entstehung von Schwarzenbachs Novelle *Das glückliche Tal* darstellen können, welche Schwarzenbach unter dem Eindruck ihrer Persienreise verfasste.

Die so Geliebte ist dennoch ein sehr gelungener Versuch, sich dem Leben von Annemarie Schwarzenbach, dieser gleichzeitig so faszinierenden aber auch beängstigenden Person zu nähern und – trotz des oft deprimierenden Inhalts und der 541 Seiten ist das Buch ein positives Leseerlebnis und die Leserinnen und Leser erhalten einen detaillierten Einblick in Schwarzenbachs Leben und ihre Zeit.

Eva Voß

Wie der Jäger zum Gejagten wird

Ursula Maria Wartmann: *Die Angst der Kaninchen*. Roman, Berlin 2003 (Querverlag, 263 S., 17,90 €).

In Ursula Maria Wartmanns Roman *Die Angst der Kaninchen* verliebt sich die passionierte Lehrerin Hanne in die achtzehnjährige Jenny. Ihr Liebesglück wird jedoch bedroht durch Thorsten, den jungen und gewalttätigen Neffen von Hanne, der nach dem Rauswurf durch seine Eltern bei Hanne wohnt. Da Thorsten weder mit Jenny, noch der Art ihres Verhältnisses zu seiner Tante zurechtkommt, projiziert er all seine aufgestaute Wut und Aggressivität auf diese Beziehung. Er fühlt sich von der ‚Andersartigkeit‘ dieser Beziehung bedroht und sinnt auf Rache. Rache für das eigene Leben, in dem Liebe und Nähe nur eine geringfügige Rolle spielten. Die wenigen körperlichen Annäherungen in seinem Leben entfalteten eine physisch und psychisch zerstörerische Kraft – Thorsten wurde durch den eigenen Vater sexuell missbraucht. Geprägt durch diese furchtbaren Kindheitserfahrungen und den Umgang mit einigen radikalen Skinheads wird er zum brutalen Einzelgänger, der Freude beim Erschießen wilder Kaninchen entwickelt. Gerade die Angst in den Augen der Tiere gibt ihm das Gefühl von Überlegenheit, von Macht. Er will beherrschen, doch gerade in Bezug auf Jenny will ihm das nicht gelingen. Sie sieht ihm geradewegs ins Gesicht und nimmt den Kampf gegen ihn auf. Unterstützung erfährt Jenny hierbei von Hanne und deren Ex-Freundin Ruth, die als Polizistin Erfahrungen im Umgang mit gewalttätigen Menschen gesammelt hat.

Kennzeichnend für Wartmanns Roman ist die Tatsache, dass er nicht in Schwarz-Weiß-Malerei verfällt, auch wenn die Figurenkonstellation diesen Eindruck zunächst erwecken mag. Dadurch, dass die Geschehnisse aus den unterschiedlichen Sichtweisen der einzelnen Protagonisten erzählt werden, entwickeln die LeserInnen Verständnis für die Handlungen und Motive jedes Einzelnen. So erscheint auch die Figur des Thorsten nicht nur als durchgehend schlecht oder gewalttätig. Wartmann verfällt eben nicht in klischeehafte Schemata, die Straftaten Jugendlicher mit einer schlimmen Kindheit erklären. Sie verleiht auch dem vermeintlichen Bösewicht ein menschliches Antlitz, indem sie auch seine sehr fürsorgliche Seite beschreibt. Als er sich rührend um eine ältere Dame kümmert, wird klar, dass Pauschalverurteilungen nicht möglich sind. Es gibt zwischen schwarz und weiß auch noch verschiedene Graustufen, in denen sich letztlich alle ProtagonistInnen bewegen, denn nicht nur Thorsten ist bestimmt von elementaren Gefühlen wie Liebe und Hass, auch Hannes Ex-Freundin Ruth leidet unter Eifersucht, die sie im Alkohol zu ersticken versucht.

Gefühle und unerfüllte Träume spielen eine große Rolle im menschlichen Miteinander, das Wartmann in ihrem Roman beschreibt. Wenngleich das Ende als glücklicher Ausgang für die betroffenen Charaktere gewertet werden kann, ist aus

gesellschaftskritischer Perspektive ein Umfeld zu beklagen, dem es an Toleranz und Menschlichkeit fehlt.

Wartmanns Roman ist nicht nur intelligent und spannend inszeniert, sondern auch eine präzise Sozialstudie, die den Abgrund menschlicher Gefühle exakt erfasst. Trotz zahlreicher Rückblicke und Nebenschauplätze fügt sich ihr Roman zu einem schlüssigen und homogenen Ganzen zusammen, auch wenn manchmal, durch die Menge an tragischen Ereignissen, der Eindruck einer konflikträchtigen Überladung der Handlung entstehen kann.

Wartmann macht jedoch durch den Zusammenhang, der sich zwischen den einzelnen AkteurInnen ergibt, und den jeweiligen Bildern, die damit provoziert werden, sehr deutlich, dass es aus dem Kreis von Vorurteilen und Intoleranz kein Entrinnen gibt. Die keinen Kompromiss zulassende Entscheidung über Leben und Tod von Jenny und Thorsten als Lösung des Problems ist dann vielleicht etwas zu einfach. Dass sich die Autorin für die sozial verträglichere Variante entscheidet, kann trotz aller Gewalt als Zeichen eines nicht verloren gegangenen Optimismus gewertet werden.

Rezensionen zum Thema ,Jenseits von Gender‘

Miriam Nandi

Englischsprachige Literaturgeschichte und Kanon

Hans Ulrich Seeber (Hrsg.): *Englische Literaturgeschichte*, Stuttgart 2004 (Metzler, vierte, erweiterte Auflage, 530 S., 29,95 €).

Hubert Zapf (Hrsg.): *Amerikanische Literaturgeschichte*, Stuttgart 2004 (Metzler, 420 S., 29,95 €).

Anthologien, Einführungstexte und Literaturgeschichten haben stets eine kanonisierende Wirkung: Eine Autorin, die es schafft, in *die* amerikanische Literaturgeschichte aufgenommen zu werden, gilt als ‚gut‘ oder zumindest als ‚relevant‘. Wer keine Erwähnung findet, wird vielleicht noch das Interesse von SpezialistInnen wecken, aber im alltäglichen Unterrichtsbetrieb nur selten besprochen werden. Bei Kompendien, die wie die obengenannten zu Standardwerken des Anglistikstudiums gehören, stellt sich dieses Problem auf verschärfte Weise: Wer hier nicht im ‚Seeber‘ oder im ‚Zapf‘ erwähnt wird, der bleibt der Mehrheit der Studierenden unbekannt. Um so wohlthuender ist es, dass sich die beiden Herausgeber mit der Kanonisierungsthematik befassen und der Kanondebatte jeweils ein eigenes Kapitel innerhalb ihrer neu und aktualisiert aufgelegten Literaturgeschichten widmen. Bereits in früheren Auflagen zeichneten sich die beiden Kompendien durch eine breit gefächerte Textauswahl und eine kritische Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte Englands und den USA aus. Eine explizite *gender*-Perspektive, wie beispielsweise Ina Schaberts *Englische Literaturgeschichte aus Sicht der Geschlechterforschung* weist zwar keiner der Texte auf, aber es ist dennoch offensichtlich, dass sich die Herausgeber der Kanondebatte gestellt haben.

So befasst sich Hubert Zapfs *Amerikanische Literaturgeschichte* eingehender noch als die erste Auflage mit den Minoritätenliteraturen der Vereinigten Staaten, angefangen mit den zunächst mündlich tradierten *slave narratives* bis hin zur jüngeren afro-amerikanischen, asiatisch-amerikanischen, jüdisch-amerikanischen Literatur sowie der *chicano/a-* und *native American literature*. Das Kapitel über kanadische Literatur wurde in der Neuauflage gestrichen, da ein gesondertes Kompendium zu diesem Thema in Planung ist, was angesichts der Eigenständigkeit und Vielfältigkeit der kanadischen Literatur als angemessen erscheint.

Ausführlich wird auch auf weibliches Schreiben eingegangen, wobei ‚Klassikern‘ wie Emily Dickinson und Gertrude Stein ebenso Rechnung getragen wird wie der außerhalb der Amerikanistik nur wenig bekannten chinesisch-stämmigen Maxine Hong Kingston. Abgerundet wird das nicht nur für Amerikanistinnen empfehlenswerte Buch durch eine fast 70 Seiten umfassende, gut lesbare Einführung in die amerikanische Literatur- und Kulturtheorie, die u.a. auch über die Entstehung der *Women's Studies* und der *Gender Studies* in den amerikanischen *humanities* Auskunft gibt. Aus *gender*-Perspektive enttäuschend ist einzig das neu aufgenommene Kapitel über die „Wiederentdeckung der Familie“ im zeitgenössischen amerikanischen Roman wie Jeffrey Eugenides' *Middlesex*, Siri Hustvedts *What I*

Loved und Jonathan Franzens *The Corrections*. Bei diesem Thema, vor allem jedoch bei Eugenides' *Middlesex*, dem vielleicht einzigen amerikanischen Roman, der von einer/einem Intersexuellen erzählt wird, wäre eine *gender*-orientierte Darstellung sinnvoll und ergiebig gewesen. Stattdessen werden die vielschichtigen Romane in kurzen Zusammenfassungen abgehandelt, die kaum etwas über die tatsächliche Auseinandersetzung mit Familie und Geschlechtlichkeit in diesen spannenden Texten aussagen.

Hans Ulrich Seebers *Englische Literaturgeschichte* hat es bereits im Ansatz etwas schwerer als das amerikanistische Kompendium: Erstens muss historisch weiter ausgeholt werden, zweitens muss er auch der irischen und den neuen englischsprachigen Literaturen aus den ehemaligen Kolonien Rechnung tragen. Angesichts dieser schwierigen Aufgabe muss dem Herausgeber erst einmal ein Lob ausgesprochen werden: Gründlicher noch als in älteren Auflagen wird hier die Buntheit und Vielfalt der englischen Literatur dargestellt. In sieben großen Blöcken informiert das empfehlenswerte Buch über die geschichtliche Entfaltung der englischen Literatur, wobei vor allem in den Darstellungen der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder eine *gender*-sensible Perspektive eingenommen wird. Unglücklich ist an dieser Stelle indes, dass der Ursprung des englischen Romans – wie in vielen anderen literaturgeschichtlichen Werken – männlichen Autoren wie Richardson und Defoe zugeschrieben wird. Die große Rolle, die Aphra Behn bei der Entstehung des Roman-Genres zukommt, wird unterschlagen. Ihr Briefroman *Love-letters between a nobleman and his sister* wird als „romanzenhaft“ abgetan, auf ihren bereits 1688 erschienen Roman *Oroonoko* geht der Autor mit zwei freundlichen, nichtssagenden Sätzen ein.

Deutlich positiver ist die Darstellung der *New English Literatures*, der Literaturen aus den ehemaligen Kolonien, zu bewerten. Die knappen, aber kenntnisreichen Einzeldarstellungen der afrikanischen, karibischen, kanadischen, indischen und der hierzulande seltener gelesenen australischen und neuseeländischen Literatur werden durch einen Überblick über postkoloniale Theoriebildung hervorragend ergänzt und vorsichtig auf gemeinsame Strukturmerkmale untersucht. Problematisch ist hier allerdings die Dichte der Darstellungen: Der indischen Erzählprosa nach Rushdie wird beispielsweise eine halbe Seite eingeräumt, der postkolonialen Frauenliteratur ergeht es ähnlich – hier werden auf wenigen Seiten Autorinnen unterschiedlichster Provenienz nebeneinander gestellt, sodass die Leserin eher verwirrt als informiert wird. Die neuen englischsprachigen Literaturen hätten aufgrund ihres Reichtums und ihrer Heterogenität einfach mehr Platz benötigt. Ein gesondertes Kompendium zu diesem spannenden Thema wäre hier eine sinnvolle Ergänzung.

Weitere Rezensionen

Stefanie Duttweiler

Allem Anfang wohnt Entscheidung inne ...

Kaufmann, Jean-Claude: *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. Konstanz 2004 (UVK-Verlag, 290 Seiten, 24,00 €. Eine Neuauflage erscheint bei Goldmann 2005, 8,95 €).

Was ist die Liebe? fragt der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann in seinem neuesten Buch und antwortet darauf mit der Untersuchung *des* Gründungsaktes moderner Beziehungen – dem Morgen nach der ersten sexuellen Begegnung. Was geschieht mit den Liebenden? Was geschieht mit der Offenheit ihrer Zukunft? Wie wird ihr eine Richtung gegeben? Fragt Kaufmann nach den Entstehungsbedingungen der Liebe, so leistet dieses Buch doch mehr: Von einem Ereignis ausgehend, welches das Leben der Einzelnen fundamental verändern kann, erzählt es von Entscheidungen, von Identität und den Bedingungen moderner Lebens- und Liebes(ver)läufe.

Wie in seinen früheren Werken hat sich Jean-Claude Kaufmann in der Untersuchung des ‚Morgens danach‘ einen Moment des (Beziehungs-)Alltags ausgewählt, in dem sich die Koordinaten seiner eher implizit gehaltenen Theorie paradigmatisch entfalten: Die Verbindung der Macht des Konkreten und der kognitiven Aktivitäten. In seiner Studie *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit* (1999) lässt Kaufmann Hausfrauen über das Bügeln schreiben und arbeitet daraus eine Theorie aus, wie Routinen und bewusste Entscheidungen ineinander und gegeneinander arbeiten; in seiner Studie *Singlefrau und Märchenprinz. Über die Einsamkeit moderner Frauen* (2002) beschreibt er die Macht der Flugbahnen, die aus dem Konkreten des Alleinlebens erwachsen und es dann ihrerseits bestimmen. In der vorliegenden Studie beschreibt er das Entstehen der Flugbahn einer Liebesbeziehung.

In einer Mischung aus freiem Interview und dichter Befragung hat Kaufmann 23 Personen über einen ‚Morgen danach‘ befragt und gibt ihnen die Möglichkeit, die Geschichte ihres Lebens zu erzählen und einen Faden zu spinnen, der lose Ereignisse zusammenhält. Ihre Antworten werden in einer Pendelbewegung zwischen Empirie und Theorie zu einem gut lesbaren Text verwoben. In seinem Aufbau folgt das Buch den typischen Szenen des ‚Morgen danach‘: das Aufwachen, das Bett als Refugium, das Aufstehen, der Gang ins Badezimmer, das Frühstück. Schon in dieser Anlage der Darstellung zeigt sich: An *konkreten* Orten und in *konkreten* (Mikro-)Situationen werden die Momente verortet, die über die Zukunft des Paares und ihrer Liebe entscheiden.

Auch in diesem Buch erweist sich Kaufmann als ein Meister der feinen Beobachtung und der subtilen Fragen. Er nimmt die (Selbst-)Beobachtungen seiner InformantInnen ernst, lässt sie sprechen, lenkt ihre Aufmerksamkeit auf die kleinen Begebenheiten, unscheinbaren Gesten und beteiligten Gegenstände. Diese professionelle Neugier auf das kleinste Detail speist sich aus seiner Erkenntnis, dass es genau diese kleinen Ereignisse sind, die Entscheidungen bewusst und unbewusst vorbereiten und herbeiführen und so dem Leben eine Richtung geben. Die Wahrneh-

mung der Gegenstände in Zimmer und Bad, Gesten und Gerüche, Geräusche und Bilder werden zu wesentlichen Momenten, die Gefühle evozieren und Entscheidung über den Fortgang der Beziehung beeinflussen.

Schon das Aufstehen kann alles ins Wanken bringen und das Frühstück erweist sich als größte Herausforderung. Beiden wird abverlangt, Mittel und Wege zu finden, sich so schnell wie möglich der neuen Situation anzupassen, der Gast hat die zusätzliche Anforderung, sich mit den Gegenständen vertraut zu machen, sie mit der anderen Person in Einklang zu bringen, die Geheimnisse des Badezimmers zu enthüllen und beim Frühstück (mit der Familie) eine gute Figur zu machen. Wie kann es gelingen, die ganz besondere Stimmung des ‚Morgens danach‘ zu bewahren und ein allzu frühes Zurückfallen in die Gewöhnlichkeit der profanen Welt zu vermeiden? Kaufmann spürt der Angst vor dem kritischen Blick des anderen nach, der Scham, angeschaut zu werden und der Unsicherheit, was der andere denkt und führt die schützende Strategie vor: Die Auflösung des lastenden Blicks, indem man die Logik der Verliebtheit wieder zu aktivieren versucht. Auch die Morgentoilette ist eine Maßnahme, sein ‚Gesicht nicht zu verlieren‘. Im (Geschehen im) Bett sieht Kaufmann das letzte Refugium, das diese Entscheidung aufschiebt: Verlässt man die „ursprüngliche Reinheit des stummen und naiven Einsseins“ (S. 36), ist aufgestanden und lässt sich auf eine alltägliche Kommunikation ein, ist man nicht mehr dieselbe wie zuvor.

Der ‚Morgen danach‘ erweist sich so als neuralgischer Punkt, der zu Entscheidungen nötigt: Er zwingt, ein neues Drehbuch des eigenen Lebens zu entwerfen und sich zwischen dem alten und einem neuen, noch unergründlichen Ich zu entscheiden, das sich erst allmählich als solches in und mit der Begegnung mit dem anderen konstituieren wird. „Am Morgen danach entscheidet man ... zu allererst über sich selbst“ (S. 272). Es gilt bewusst oder unbewusst eine Entscheidung zu treffen: Ein Paar zu werden oder auseinander zu gehen und das Leben wie gewohnt weiter zu führen. Diese Frage macht auch die Frage nach der eigenen Identität und Lebensführung unausweichlich. Wie Kaufmann im Verlauf des Buches immer wieder herausstreicht, sind diese Fragen und ihre Beantwortung alles andere als einfach, vielmehr ein kompliziertes Zusammenspiel von Rationalem und Emotionalem, Konkretem und Kognitivem.

Fragt sich Luhmann, wie Kommunikation trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit zustande kommt, so scheint die treibende Kraft des Werkes von Kaufmann die Frage nach den Flugbahnen des Lebens zu sein. Wie gestaltet sich ein Lebenslauf durch permanente Mikroentscheidungen, die sich zu einer Flugbahn verdichten?

Hier geht es um die spezifische Flugbahn einer Paarbeziehung. Was zunächst am Morgen danach äußerst prekär ist – der Fortgang der Beziehung –, wird in vielen der geschilderten Fälle zu einer kontinuierlichen Beziehung, die die Unsicherheit des ersten Morgens danach vergessen macht. Selektion verdrängt einen Teil der Wahrnehmungen und Gedanken, um den Morgen danach zu einem zu machen, dem weitere folgen werden. Eine wichtige Rolle spielen dabei erwartungsgemäß die Gefühle. Doch gerade hier hakt Kaufmann nach und zeigt, wovon sie abhängig sind, wie sie erhalten und gebildet werden: Von den Bildern an der Wand, den Gegenständen im Bad, den anderen anwesenden Personen, den Gerüchen der Wohnung

oder des anderen. Irgendwelche lächerlichen Gegenstände haben plötzlich etwas zu sagen, sie lehren etwas über den Partner, das man vorher nicht wusste. Das ihnen innewohnende Wissen ist enorm (S. 132) und evoziert eine Entscheidung über die Kontinuität der Beziehung, die allerdings wenig reflektiert erscheint:

„Irgendein Detail kann sich schneller auf die anstehenden Entscheidungen auswirken als eine allgemeine Perspektive; die ‚schmutzige Unterhose‘ hatte Gildas genügt, um sich ein Urteil zu bilden.“ (S. 236)

Den Einfluss des Emotionalen auf das Rationale sieht Kaufmann in der Vereinfachung und Vereindeutigung der Komplexität:

„Die Gefühlseinheit berechnet alles in einer einzigen Rechnungseinheit und trennt nur gut und nicht gut, schön und nicht-schön, angenehm und unangenehm.“ (S. 243)

Dabei hebt Kaufmann den produktiven und aktiven Umgang mit Gefühlen hervor – Negatives wird zum Teil verdrängt, nachträglich modifiziert, Positives dagegen herausgestrichen. Die Gefühle und die Praxis des Gefühlsmanagements sind es, die eine „Identitätsrevolution“ bzw., wie es an anderer Stelle weniger stark ausgedrückt wird, eine Identitätsverschiebung ermöglichen. Diese identitätsbezogene Erneuerung, mithin: die Änderung der Flugbahn, steht im Zentrum seines Interesses. Die Angst, die man vor dem Liebesverlust hat, die Bemühungen, dem anderen zu gefallen, mit anderen Worten: Der künstlich hergestellte Schein, in dem man sich dem anderen zeigt, sind Instrumente einer bewusst und unbewusst herbeigeführten Veränderung der Identität.

„Der Morgen danach offenbart keine tiefere Wahrheit, die endlich von ihren Masken befreit wird. Sondern diese ‚andere Person‘ wird erst an diesem Morgen, mit dem verfügbaren Instrumentarium, hergestellt, und zwar mithilfe einer intensiven, subtilen Arbeit beider Protagonisten und dank der Erfindung von Szenarien, die, sofern sie gut gespielt sind, den provisorischen Schein in eine neue Realität verwandeln können.“ (S. 196)

Kaufmann hat ein feines Gespür für die Störungen, die Unruhe, die mit den Verschiebungen der Identität einhergehen und beobachtet sie als vielfältige Gespaltenheiten zwischen dem alten und neuen Ich, als Dissonanzen zwischen dem Ich des Abends und des Morgens, als Unterschiede der Gewohnheiten und Eigenheiten der Partner. Besonders deutlich treten diese Gespaltenheiten als sich teilweise widerstrebende Kräfte des Konkreten und der kognitiven Aktivitäten, der Emotionen und des Rationalen auf. Dass Kaufmann die damit einhergehende Frage nach ihrer (Un-)Vereinbarkeit theoretisch möglicherweise unterausgebeutet lässt, hat Methode – wie seine ProtagonistInnen baut er auf die (konkrete) Kraft von Geschichten. Kaufmann erwähnt es selbst: Der Text rankt sich um eine implizite Theorie, man muss als LeserIn die Anstrengung unternehmen, sie mitzuverfolgen und zu extrahieren. Und auch die analytische Auseinandersetzung mit anderen (konstruktivistischen) Theorien der Liebe, des Alltags oder der Lebensführung unterbleibt bzw. wird der Leserin überlassen. Dass das Buch auch ohne diese Anstrengungen lesenswert ist, macht es

meiner Meinung nach nicht weniger interessant – seine belletristischen Qualitäten sind auch so zu genießen. Wie beim Beginn einer Liebe ist das langsame, tastende Herangehen an den Gegenstand keine Schwäche, sondern Ergebnis der mäandrenden Beobachtung, die dem Gegenstand Raum gibt und ihn erst langsam zu einem Ganzen, zu einer impliziten Theorie der (Entscheidung über die) Flugbahnen des Lebens komponiert.

Im Verlaufe des Buches wird deutlich: Der Gegenstand ist klug gewählt, am ‚Morgen danach‘ verdichten sich die Schwierigkeiten der Entscheidung: Man muss sich schnell entscheiden und sich auf der anderen Seite dem Lauf der Dinge bzw. dem „Prozess der Sozialisierung durch das Konkrete“ (S. 238) hingeben. Man beginnt nachzudenken, doch das Gehirn ist unproduktiv und ineffektiv, das Nachdenken gibt nicht den Ausschlag – man überlässt den Fakten den Ausschlag, dem Automatismus der Ereignisse, die in Gang gesetzt werden und ihre eigene Wirklichkeit schaffen, die mitreißt.

Was bedeutet das nun in Bezug auf die Frage nach der Liebe? Kaufmann erkennt die neuen Bedingungen der Liebe in einer spezifischen Verbindung von Emotion und Reflexion, von Konkretem und Kognitivem, die immer wieder situativ konstruiert werden. Die Erfahrung der Liebe ist eine gefühlsmäßige Erfahrung, die „allzu unvermittelte Gedanken in Sinnlichkeit hüllt und auf subtile Weise Emotionen freisetzt“ (S. 271). Doch aktuell wird die Erfahrung der Liebe nicht mehr als unumgängliches Schicksal oder unumstößliche Tradition verstanden, die diese Gefühle, die Objekte und die Ausgestaltungen vorgibt. Selbsttätiges Experimentieren ist unumgänglich geworden, man wird zum Experimentator des eigenen Lebens und der Liebe. Die Flugbahnen der Liebe sind immer weniger geradlinig, sie sind gewunden und von situativen Mikroentscheidungen abhängig. „Das Individuum konstruiert selbst Tag für Tag den Orientierungsrahmen, an dem es später sein Denken und Handeln ausrichtet“ (S. 144) – es konstruiert unentwegt diese Flugbahn, von der es mitgerissen wird. So wird die Liebe nicht weniger, aber sie ändert ihre Form: In der Gegenwart der Gefühle und des Konkreten verankert, bleibt sie offen für die Zukunft (S. 273). Sie beruht auf einem konkreten Menschen, ist eine pragmatische, keine abstrakte Liebe.

„Das große, einzigartige, beinahe göttliche Gefühl ist unwahrscheinlich geworden, es muss durch tausend kleine Emotionen ersetzt werden, von denen jede so intensiv erlebt wird, dass es ihnen, Stück für Stück aneinandergesetzt, genauso gut gelingt, die Seele zutiefst zu berühren.“ (S. 274)

Kaufmann leitet daraus eine weit reichende Neubestimmung der ‚Schicksalhaftigkeit‘ der Liebe ab: Sie gilt nicht mehr als vorherbestimmt, doch das romantische Beziehungsmodell hat noch lange nicht ausgedient. Durch die Kontinuitätslogik der Mikroentscheidungen und dem Sich-überlassen an die Macht des Unbedeutenden versucht sich das Individuum zwar einzig durch seine Flugbahn zu konstruieren, doch nun ist es diese, die als sein „unabwendbares Schicksal erlebt“ (S. 267) wird.

Im Bewusstsein, die Grenzen einer soziologischen Analyse möglicherweise unzulässig auszudehnen, gibt Kaufmann am Ende des Buches „in aller Vorsicht“

einen Ratschlag, den ich den LeserInnen dieser Rezension nicht vorenthalten will: Sich nach Lust und Laune der Magie und des geheimen Charmes des ‚Morgen danach‘ hinzugeben, denn „es gibt sehr wenige Augenblicke im Leben, in denen das Individuum so frei und so sehr für sein Leben verantwortlich ist“ (S. 276).

Mona Hanafi El Siofi

Die Migrantin gibt es nicht!

María do Mar Castro Varela/Dimitria Clayton (Hrsg.): Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung, Königstein/Ts. 2003 (Ulrike Helmer Verlag, 239 S., 21,95 €).

Ökonomisch gesehen ist weltweit eine Ent-Grenzung der Nationalstaaten im Gange. Auf der Suche nach besseren wirtschaftlichen Perspektiven haben auch Migrationsbewegungen wieder zugenommen, global vor allem vom Süden in den Norden. Doch während es für Menschen aus reicheren Ländern zunehmend leichter wird nationalstaatliche Grenzen zu überschreiten, wird es umgekehrt für Menschen aus ärmeren Ländern immer schwieriger eine Aufenthalts- und Arbeiterlaubnis in Europa oder den USA zu bekommen. Denn wie die Erwerbslosenzahlen belegen, fordert der expandierende Weltmarkt ebenfalls im so genannten Westen seine ‚Opfer‘ – ein Grund, warum Nationalismus hier immer mehr an Bedeutung gewinnt. Und dies äußert sich u.a. eben in der Verschärfung von Maßnahmen im Einwanderungsbereich. Andererseits sind gerade MigrantInnen, insbesondere aber die Frauen, selbst in der 2. und 3. Generation, auf den westlichen Arbeitsmärkten überdurchschnittlich häufig als billige Kräfte auf den untersten Hierarchiestufen der Beschäftigungsskala vertreten. Die Mehrheitsgesellschaften profitieren also von dieser Situation. Im sozialwissenschaftlichen und politischen Mainstream-Diskurs geht man jedoch davon aus, dass die Ursachen hierfür bei den MigrantInnen selbst zu suchen sind: Genannt werden beispielsweise mangelhafte sprachliche Kompetenzen, vermeintlich nicht ausreichende berufliche Qualifikationen, die andere Mentalität, bei Frauen außerdem zu starke Familienorientierung bzw. zu schwache Berufsorientierung oder das Tragen eines Kopftuchs (vgl. Castro Varela i.d.B.). Anders als man glaubhaft machen will, ist solch eine ethnisierte Stratifizierung westlicher Gesellschaften jedoch auf „komplexe Prozesse der Produktion von Ungleichheiten, die sich diskriminierender Instrumente bedienen“ (Castro Varela, S. 14), zurückzuführen. Die zehn Beiträge der Autorinnen des vorliegenden Sammelbandes befassen sich nun zum einen mit den Aspekten struktureller Benachteiligung hauptsächlich von Migrantinnen und zum anderen damit, wie das ethnisierte, vergeschlechtlichte Subjekt (re-)produziert wird. Dabei steht die Situation in der BRD im Vordergrund.

Vor allem die Kulturdifferenzthese – nach dem Motto: ‚die‘ können oder wollen ganz einfach nicht in qualifizierte Berufe einsteigen, weil sie kulturell bedingt anders sind – reicht nicht aus, um die berufliche Benachteiligung mehrheitlich junger Migrantinnen zu begründen. Für einen Zeitraum von mindestens 25 Jahren ist nachweisbar, dass junge Migrantinnen in der BRD im Vergleich zu jungen Migranten gleicher Herkunft bessere und höher qualifizierte Schulabschlüsse erzielen, in ihren Schulerfolgen denen deutscher Mädchen gleichkommen. In der Gegenüberstellung mit deutschen Mädchen ähnlicher Klassenlage weisen junge Migrantinnen sogar eine höhere Berufsmotivation auf. Dennoch ist ihre Beteiligung an qualifizierten Berufen u.a. im Dienstleistungssektor, in der Verwaltung oder im Öffentlichen Dienst gering. Als Ursachen werden Unsicherheiten bezüglich des aufenthaltsrechtlichen Status angeführt oder Menschen mit Migrationshintergrund werden zum Teil wegen vorurteilsbehafteten internen Auswahlkriterien in Betrieben und Institutionen nicht ausgebildet bzw. eingestellt, weil diese zum Beispiel von den ‚mehrheitsdeutschen‘ KundInnen nicht akzeptiert werden könnten. Ein weiterer wichtiger Grund ist das so genannte Inländerprimat, das deutschen Staatsangehörigen grundsätzlich Vorrang bei der Arbeitsvermittlung einräumt (vgl. Clayton, S. 95ff). Doch selbst wenn es sich um MigrantInnen *mit* deutschem Pass handelt, die Deutsch als Erstsprache sprechen und einen höheren Bildungsabschluss erworben haben, bleiben sie auf dem Arbeitsmarkt schwer zu vermittelnde ‚AusländerInnen‘, wobei in Bezug auf Frauen der unterstellte Traditionalismus gewiss mitverantwortlich ist (vgl. Castro Varela, S. 19). Hauptsächlich in ‚Nischen‘-Bereichen, in denen der Umgang mit ‚ausländischem‘ Klientel gefragt ist, haben MigrantInnen jedoch – mit oder ohne deutschen Pass – in letzter Zeit zunehmend Chancen, beruflich aufzusteigen: Bei der Polizei oder, was überwiegend für Migrantinnen gilt, in der Gesundheitsberatung für nicht-deutsche Sexarbeiterinnen. Allerdings wird durch diese Wahrnehmung ‚interkultureller Kompetenzen‘ bzw. ‚kulturellen Kapitals‘ nicht gerade das Bewusstsein gefördert, dass Menschen mit Migrationshintergrund auch für andere Arbeitsbereiche befähigt sind (vgl. Clayton, S. 101f). Bereits beschlossene und geplante arbeitsrechtliche Änderungen werden für sie aber voraussichtlich einige Verbesserungen bringen, um überhaupt einmal in den Arbeitsmarkt einsteigen zu können. Und besonders wird das die Migrantinnen betreffen, die neben rassistischer Selektion und strukturellen Benachteiligungen außerdem von der Diskriminierung qua Geschlecht betroffen sind. Die Gesetzesänderungen haben freilich den Nachteil, dass diese Arbeitsplätze – wenngleich nicht nur für MigrantInnen – tendenziell ungesichert und unterbezahlt sein werden. Doch im Falle der MigrantInnen kommt generell noch erschwerend hinzu, dass die Bildungstitel und Ausbildungsabschlüsse, die sie bereits in ihren Herkunftsländern erworben haben, oft nicht anerkannt und sie daher meist weit unterhalb ihrer Qualifikation beschäftigt werden (vgl. Frings id.B.).

Migrationsforschung wird also strukturelle Faktoren in den Mehrheitsgesellschaften wie aufenthalts- und arbeitsrechtliche Zusammenhänge, die Nicht-Anerkennung von im Ausland erworbenen Bildungstiteln u.ä. berücksichtigen müssen, um sich angemessen an die Realitäten annähern zu können. Genauso relevant wird es sein, zu beachten, dass MigrantInnen *keine* homogene Gruppe sind. Im Gegenteil: Neben Geschlecht, sozialer Klasse und Ethnizität als Strukturkategorien,

Fremdzuschreibungen und der sozialen Selektivität im (deutschen) Bildungs- und Arbeitsmarktsystem, gibt es gesicherte Hinweise darauf, dass ebenso die spezifische individuelle Migrationsgeschichte und die Strukturen sozialer Klassen *innerhalb* der verschiedenen Herkunftsgruppen in die Fragestellungen einzubeziehen sind. MigrantInnen aus dem Iran beispielsweise (und auch hier sind es vor allem Frauen und Mädchen), die im Vergleich zu anderen MigrantInnengruppen überproportionale Bildungserfolge erzielen, kommen vornehmlich aus der iranischen Mittel- und Oberschicht und haben erst in Deutschland einen niedrigen sozialen Status erhalten (vgl. Farrokhzad i.d.B.). Türkische MigrantInnen hingegen entstammen eher unteren Gesellschaftsschichten der Türkei. Das kann dazu führen, dass sich diejenigen TürkInnen mit Herkunft aus höheren Schichten auch nach der Migration von denjenigen TürkInnen aus niedereren Schichten sozial und kulturell klar abgrenzen, obwohl sie gleichermaßen einen Statusverlust erfahren (vgl. Erel i.d.B.).

Beziehen sich ökonomische Konzepte in der Regel nur auf institutionelle kapitalistische Rahmenbedingungen, so untersucht man in der Migrationsforschung als ‚Ethnische Ökonomie‘ wie MigrantInnen im Unterschied zu einheimischen UnternehmerInnen in Produktion und Handel marktorientiert agieren. Zum Beispiel kann ‚thailändisches‘ Essen als ethnisiertes Produkt kapitalistisch vermarktet werden. Unter sozialwissenschaftlicher Betrachtung gerät das Restaurant dabei zum Paradoxon: Einerseits ist es ein Ort, wo verschiedenste Menschen thailändischer Herkunft zusammenkommen, wengleich diese Zusammenkunft durch das Arbeitgeber-ArbeitnehmerInnen-Verhältnis hierarchisch strukturiert ist. Andererseits wird hier gewaltsam ‚die Thailänderin‘ konstruiert bzw. (re-)produziert, um die sexualisierten und rassifizierten Projektionen der Gäste über ‚Thailändischsein‘ zu befriedigen (vgl. Haritaworn i.d.B.).

Im Rahmen eines poststrukturalistischen, ökonomischen Ansatzes wird dafür plädiert, in ökonomische Konzepte neben kapitalistischen grundsätzlich auch nichtkapitalistische Produktionsverhältnisse wie unbezahlte Hausarbeit miteinzubeziehen. Liegen die Kontrolle über den Arbeitsprozess und dessen Produkt vollständig bei den Ausführenden, kann dabei nicht von Ausbeutung gesprochen werden. Demnach ist es gerade für die feministische Migrationsforschung wichtig, im Zusammenhang mit Hausarbeit eine vergeschlechtlichte Ethnisierung zu vermeiden, folglich also von Migrantinnen geleistete Hausarbeit nicht als eine kulturell verankerte (Ausbeutungs-)Praxis zu charakterisieren. Nicht nur für Migrantinnen kann *selbst*kontrollierte Hausarbeit ein performativer Ausdruck weiblicher Identität und Macht sein (vgl. Erdem i.d.B.).

Wurde in der ‚klassischen‘ Frauenforschung bis dato – wenn überhaupt – *die* Migrantin eher als bedauernswertes Opfer thematisiert, wird in den Aufsätzen jedoch sichtbar, dass Migrantinnen, schon seit der ersten Generation, immer auch Akteurinnen mit Visionen waren bzw. sind. Insbesondere nach dem verlautbarten Paradigmenwechsel hinsichtlich notwendiger Kritik z.B. an der falschen Homogenität zentraler Kategorien wie ‚Frau‘, ‚Geschlecht‘ oder ‚binärer Zweigeschlechtlichkeit‘ ist anzuerkennen, dass auch nicht länger von *den* Frauen gesprochen werden

kann, die auf dem Arbeitsmarkt unter *der* Geschlechterhierarchie benachteiligt werden (vgl. Gümen S. 33). Migrantinnen funktionieren seit den 1960er Jahren „gewissermaßen als Katalysatoren für die Emanzipation und berufliche Besserstellung bundesdeutscher Frauen“ (Castro Varela, S. 17). Es sollte folglich bei jeder Analyse danach gefragt werden: „Welche Frauen tun was und wie, in welchem Kontext?“ (Gümen, S. 35).

Ethnizität wurde also, neben Geschlecht u.a., ebenfalls ein Stratifikationsmerkmal innerhalb herrschender Hierarchien und ist es heute noch. Gleichwohl kann man Ethnizität – wie auch Geschlecht – nicht als grundlegende Eigenschaft von Personen und Gruppen voraussetzen, sondern Ethnizität ist als ein Ergebnis von Zuschreibungsprozessen zwischen Gruppen zu betrachten (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 115). Um Erklärungsansätze nicht nur an derlei Einzelzuschreibungen festzumachen, ergibt sich u.a. für Migrantinnen-Forschung folgendes Desiderat: Sie sollte nicht unter rein migrations- oder geschlechtsbezogenen Aspekten betrieben, sondern bewusst mehrdimensional (etwa unter Berücksichtigung generations- und bildungsspezifischer Entwicklungen) und am Besten vergleichend (z.B. junge Migrantinnen und junge einheimische Frauen) durchgeführt werden (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 121). Solch ein Anliegen möchte ungerechtfertigte Fixierungen und Pauschalisierungen umgehen und eben das ist etwas, worin dieser lesenswerte Band mit wirklich gutem Beispiel vorangeht.

Mona Hanafi El Siofi

Zur Entschleierung des Westens ...

Houda Youssef (Hrsg.): Abschied vom Harem? Selbstbilder – Fremdbilder muslimischer Frauen, Berlin 2004 (Orlanda Frauenverlag, 368 S., 17,50 €).

Die arabische oder muslimische Frau bietet ein bemerkenswertes Beispiel für Stereotypenbildung im so genannten Westen. Entweder sie hat eine gewisse Popularität als erotisch-exotische Haremsschönheit und Bauchtänzerin, auf die man sexuelle Phantasien projizieren kann, oder sie erregt Mitleid als ungebildete, hässlich verschleierte und unterdrückte Muslimin, die zur Unsichtbarkeit verdammt ist. Die Geschichte des erstgenannten Klischees reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück und wird noch immer fortgeschrieben, das zweite gesellte sich spätestens mit den 1960er-/70er-Jahren, dem Auftauchen ‚terroristischer‘ Befreiungsbewegungen wie der PLO in Palästina, hinzu und hat sich heute etabliert. Auf der ‚anderen‘ Seite sieht es auch nicht viel besser aus – dort hält sich das Klischee der westlichen Hure oder es wird argumentiert, dass die westliche Frau die eigentlich Unterdrückte ist, weil sie arbeiten *muss* und somit, meist auch noch unterbezahlt, einer Doppelbelastung ausgesetzt ist, da Haushalt und Kindererziehung ja in der Regel in ihrem Tätigkeitsbereich verbleiben.

Stereotypen und Klischees zeichnen sich oft durch eine Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte überdauernde Hartnäckigkeit aus. Denn „ein Klischee ist eine Abkürzung“ (S. 38), bringt es Marsha J. Hamilton in diesem Sammelband auf den Punkt. Damit entfällt der Aufwand, der mit der Lieferung „langweiliger Hintergrundinformationen“ verbunden ist und erleichtert den BenutzerInnen von Klischees, „die eine Gruppe leicht als ‚wir‘ und die andere als ‚die anderen‘ zu erkennen.“ (S. 38, Hervorh. i. O.) So kann in komplexen Situationen schnell beurteilt werden, wer Recht und wer Unrecht hat, werden Informationen, die dieses Bild bestätigen, leichter angenommen, auch wenn sie unwahrscheinlich sein mögen; und wird umgekehrt das Bild nicht bestätigt, lehnt man Informationen als unbedeutend ab oder ignoriert sie – über Grenzen innerhalb einer Gruppe wie Alter, Ausbildung und sozioökonomisches Umfeld hinweg. Mit der undifferenzierten Abwertung des jeweils Anderen wird also eine eigene, positive Identität konstruiert und stabilisiert.

Die deutsch-ägyptische Herausgeberin Houda Youssef, die sich selbst immer wieder mit vorgenannten Klischees und parallel dazu mit einem irgendwie auch mitleidigen, kulturellen Überlegenheitsgefühl konfrontiert sieht, und zwar von beiden Seiten, kritisiert die kaum vorhandene Bereitschaft, sich intellektuell mit diesen Themen zu beschäftigen. Damit wird „eine Auseinandersetzung mit den in beiden Kulturen existierenden fundamentalen Mechanismen der Frauenunterdrückung verhindert“ (S. 16). Um das zu ändern, müssten die Konstruktion und Funktion solcher Bilder zunächst offen gelegt und aus dem Kontext von Frauenunterdrückung herausgelöst werden. Nachfolgend wären sie zu dekonstruieren, auf ihre historischen Ursprünge zu untersuchen und wiederum auf ihre Funktion in Vergangenheit und Gegenwart hin zu analysieren. Damit ließe sich auch das Phänomen der Frauenunterdrückung an sich, unabhängig von seinen Projektionen und Identitätskonstruktionen, ergründen – so Youssef (S. 17).

Im Westen werden insbesondere für die ‚rückständige‘ muslimische Frau kulturelle Unterschiede von Land zu Land, soziale Unterschiede zwischen Bevölkerungsschichten und historische Entwicklungen wie Kolonialismus ausgeblendet. Gleichgesetzt mit Islam oder islamischen Einflüssen werden patriarchale Strukturen, Traditionen, die nicht auf islamischen Primärquellen beruhen, und durch Modernisierung (Urbanisierung, Migration) erzwungener gesellschaftlicher Wandel, der z.B. durch Auflösung der Großfamilienstrukturen herkömmlich zugebilligte Rechte und Schutz gerade von Frauen destabilisiert; außerdem werden Lebensformen geringer qualifizierter Bevölkerungsschichten, die eine eher ablehnende Haltung zu Bildungsangeboten, politischer Partizipation und unflexiblere Ansichten zur klassischen Rollenverteilung innerhalb der Familie haben, unrechtmäßigerweise dem Islam zugeschrieben. Daneben ist v.a. auch die (positive) Selbstwahrnehmung muslimischer Frauen von nur seltenem oder geringem Interesse, es sei denn, es wird eben bestätigt, was man hören will oder ‚sowieso schon wusste‘ (vgl. Irmgard Pinn/Matries Wehner: *Europhantasien. Die islamische Frau aus westlicher Sicht*, Duisburg 1995, S. 6f.).

Die vorliegende Anthologie will nun Auseinandersetzungen mit solchen Themen von Frauen, die ganz bewusst mehrheitlich arabische und/oder muslimische Migrantinnen, binationale und arabische Musliminnen sind, der deutschsprachigen Öffentlichkeit zugänglich machen. Neben den zahlreichen weniger bekannten Autorinnen finden sich auch die prominenten Namen von Leila Ahmad, Fatima Merissi und Nawal El-Saadawi. Doch ich will auch Irmgard Pinn und Marlies Wehner nicht unerwähnt lassen, da sie sich hierzulande schon lange und sehr engagiert mit derartigen Fragen beschäftigen.

Das Spektrum der 19 Beiträge, von denen viele im Laufe der 1990er-Jahre entstanden, ist sehr breit: Die Autorinnen des ersten Teils setzen sich wissenschaftlich mit den westlichen Bildern der arabischen bzw. muslimischen Frau in Vergangenheit und Gegenwart auseinander und untersuchen ihre jeweiligen Funktionen, u.a. für die Frauenbewegung. Im zweiten Teil geht es um muslimische Sexualitäts- und Körperkonzepte bezüglich Frauen und die mögliche Bedeutung islamistischer Bewegungen für Musliminnen. Darüber hinaus wird die Stellung der Frau im Koran kritisch beleuchtet und der Mythos ausgeräumt, nach dem es im Islam angeblich legitim sei, muslimische Frauen und Mädchen ohne ihr Einverständnis (zwangs-) zu verheiraten. Besonders hat mir der große Umfang an teilweise sehr persönlichen Berichten und essayistischen Texten gefallen, die der dritte Teil umfasst. Sie stellen – auch mit einer Kurzgeschichte – unterschiedliche Lebensrealitäten, Selbstbilder und Identifikationsmöglichkeiten arabischer bzw. muslimischer Frauen vor.

Diese Textsammlung, die unterschiedlichste Perspektiven zum muslimischen oder arabischen Frausein gelungen in sich vereint, soll, ist Youssefs Hoffnung, „den Blick auf die ‚Anderen‘ und damit auf sich selbst ... ‚entschleiern‘.“ (S. 22, Hervorh. i. O.) Dass sie die Anthologie dabei als eine Art Grundlagenwerk und neuartige Diskussionsbasis für den deutschsprachigen Raum ausweist, ist sicherlich berechtigt.

Mona Hanafi El Siofi

Gender und Islam

Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt, Nr.95, 24. Jahrgang: *Gender und Islam*, Münster 2004 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 144 S., 9,10 €, bestellbar unter <http://www.zeitschrift-peripherie.de>)

Entgegen westlicher Mainstream-Meinung sind schlechte oder verschlechterte Lebensbedingungen von Frauen in muslimischen Gesellschaften nicht generell einfach auf ‚den‘ Islam zurückführbar. So zeigt *Nadja Al-Ali* in ihrem Aufsatz für den Band *Gender und Islam* der Zeitschrift *Peripherie*, dass im Irak durch die Sanktionspolitik seit 1990 und die amerikanische Invasion 2003 Handlungsspielräume,

Bildungsmöglichkeiten und die Sicherheit von Frauen entscheidend geschwächt wurden. Bis etwa 1990 hatten Frauen unter dem Regime von Saddam Hussein den höchsten Bildungsstand in der gesamten Region, waren sie in großem Umfang erwerbstätig sowie auf fast allen Ebenen staatlicher Institutionen und Bürokratie aktiv. Begründet werden kann das mit der damaligen Knappheit an Humanressourcen, die auch schon im Westen zur Integration von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führte. Erst die schwierige politische und ökonomische Lage führte zu einem verstärkten Konservatismus in den Geschlechterverhältnissen und das säkulare Regime begann sich ‚islamischer‘ Symbole zu bedienen, um die Inklusionspolitik aufzugeben. Gegenwärtige islamistische Zielsetzungen kennzeichnen den Bruch mit dem alten Regime, vor allem aber den Widerstand gegen die Besatzungsmächte. Hatten Letztere sich als integralen Bestandteil des ‚Befreiungskriegs‘ Frauenrechte und Gleichheit auf die Fahnen geschrieben, nimmt man diese im Irak nun als Teil westlicher Pläne wahr, die dem Land eine fremde Kultur und Moral aufzwingen möchten. ‚Islam‘ wird jetzt also für das Erreichen einer eigenständigen nationalen Identität und Unabhängigkeit instrumentalisiert. Der bis heute anhaltende Mangel an physischer Sicherheit beeinträchtigt jedoch genauso die Beteiligung der Irakerinnen am Wiederaufbau und ihrer politischen Zukunft. Um die Frauen in sensibler Weise zu stärken, schlägt Al-Ali, neben einer Förderung ihrer Vernetzung mit nicht-westlichen Organisationen und Aktivistinnen, u.a. vor,

„von einer feministischen, an Rechten orientierten Sprache überzugehen zu einer Sprache, die Bildung, Ausbildung und Partizipation bei der Rekonstruktion in den Vordergrund rückt und sich so auf einen modernistischen Entwicklungsdiskurs bezieht.“ (S. 281)

Dass in der muslimischen Gesellschaft Nord-Nigerias Hausa-Frauen bei Ehestreitigkeiten Scharia-Gerichte zu ihrem persönlichen Vorteil nutzen, obwohl sie andere nationale Gerichtshöfe in Familienangelegenheiten wählen könnten, wird im Artikel von *Fatima Adamu* ausführlich dargestellt. Seit aus politischen Gründen (Korruption, Armut u.ä.) der Geltungsbereich der Scharia immer wieder auch für Zivil- und Strafrecht eingefordert und 1999 darauf ausgeweitet wurde, kristallisiert sich an den Scharia-Gerichtshöfen jedoch eine unrechtmäßige Klassen- und *Gender*-Voreingenommenheit heraus: Die Scharia trifft in erster Linie die Armen und bei ‚Unzucht‘ werden Frauen meist allein verurteilt und bestraft, ohne dass Umstände wie eine Vergewaltigung berücksichtigt würden. In diesem Text hätte ich es – v.a. als eine mögliche politische Implikation – günstig gefunden, kurz darauf hinzuweisen, dass *eine* allgemein gültige Scharia eigentlich gar nicht existiert. Vielmehr gibt es vier so genannte Rechtsschulen, die unterschiedliche Auslegungen als ‚Scharia‘ begreifen. Steht z.B. bei der in Nord-Nigeria angewandten Rechtsschule auf nachweislichen Ehebruch die Todesstrafe durch Steinigung, so wird Ehebruch in anderen Rechtsschulen ‚nur‘ mit hundert, nicht-tödlichen Peitschenhieben geahndet.

Die Diskurse um ‚den‘ Islam können aber auch Handlungsspielräume und das *empowerment* von Frauen erweitern. Wurde unter Mustafa Kemal Atatürk

die Frauenfrage für die laizistische Staatsbildung der Türkei funktionalisiert und gegen das Kopftuch als Symbol von ‚Rückständigkeit‘ polemisiert, erfährt Letzteres heute eine positive Umdeutung. Die „islamische Bedeckung“, wie *Renate Kreile* deutlich macht, wird als Zeichen einer sozialen Unterscheidung eingesetzt, die den moralisch fragwürdigen Lebensstil der kemalistisch geprägten Machtelite zugunsten eines neuen Wertesystems anfigt. Gleichzeitig ist sie Symbol einer vereinheitlichenden, klassenübergreifenden Identität und Solidarität. Aus der Sicht der gebildeten, jungen Frauen, die diese Ideologie mittragen, sollen gerade die so genannte islamische Kleidung und das Kopftuch ihnen die Möglichkeit bieten, die angestrebte Geschlechtersegregation faktisch aufzuheben und symbolisch fortzuführen, um politisch und beruflich aktiv sein zu können. Damit sind die Frauen sozialmoralisch abgesichert und empfinden dies nicht als unterdrückerisch, sondern als Befreiung von den Zwängen der Mode- und Konsumindustrie.

Gudrun Lachenmann analysiert die heterogene Einbettung und Vereinnahmung von Frauen in bäuerlichen, Nichtregierungs- und Frauenorganisationen überwiegend muslimischer Länder Westafrikas. Vor allem im Senegal spielten bisher muslimische Bruderschaften und bäuerliche Organisationen, in denen sich Frauen überaus stark beteiligen, eine wichtige Rolle in der Vermittlung zwischen lokaler Bevölkerung und säkularem Staat, damit „nicht zuletzt auch Frauen, nicht Probleme hinsichtlich moralischer und religiöser Regeln bekommen.“ (S. 323) Neuerdings werden aber durch staatliche Dezentralisierungsmaßnahmen und Demokratisierungsbemühungen Frauen tendenziell aus der nationalen Politik, stärker noch aus der lokalen Selbstverwaltung und Marktregulierung ausgeschlossen, wo sie traditionell neben intensiver Wirtschaftstätigkeit und Entwicklungsanstrengungen sehr aktiv sind.

Muslimische Geschlechterbeziehungen werden außerdem durch ökonomisch unentbehrliche Arbeitsmigration re-konzeptualisiert. *Petra Dannecker* beschreibt, welche Auswirkungen das in Bangladesh auf weibliche Migration zurückzuführende, neu formulierte Konstrukt einer ‚guten‘ Muslima auf die Migrantinnen hat. Und als letzter Beitrag zum Thema *Gender* und Islam in dieser Ausgabe zeigt die sehr kluge Diskussion von *Katajun Amirpur*, die selbst kein Kopftuch trägt, warum die Gleichung „Schleier = Frauenunterdrückung“ (S. 363) in den aktuellen europäischen Debatten nicht aufgeht.

Vor dem Hintergrund, dass in vielen überwiegend muslimischen Gesellschaften ‚der‘ Islam als Gegenmodell zum Westen bzw. zur Verwestlichung zunehmend an politischer Bedeutung gewinnt, will das Editorial der Zeitschrift *Peripherie* in dem hier vorgestellten Band darauf aufmerksam machen, dass die Politisierung des Islam in den einzelnen lokalen, regionalen und kulturellen Zusammenhängen grundsätzliche Unterschiede aufweist, insbesondere hinsichtlich der Situation von Frauen. Jedoch könne man in vielen Gesellschaften eine Entwicklung beobachten, „in der der Diskurs um einen globalen Islam zu einer Homogenisierung dieser Lebenswelten führt und lokale Praktiken (...) in Frage gestellt werden“ (S. 260).

Leider wird an der Stelle nicht genau ausgeführt, in welcher Hinsicht genau von einer ‚Homogenisierung von Lebenswelten‘ die Rede sein kann. Den allzu plakativ eingespielten Diskurs um ‚einen authentischen‘, ‚einen globalen Islam‘ möchte ich daher zumindest in Zweifel ziehen. Meiner Ansicht nach muss zwischen ‚authentisch‘-traditionalistischen und ‚authentisch‘-reformerischen Ansätzen innerhalb des politisierten Diskurses um Islam unterschieden werden. Mit Ersterem meine ich Ansätze, die strikt patriarchal ausgerichtete Interpretationen des Islam favorisieren, mit Letzterem Ansätze, die sich unter Berufung auf islamische Primärquellen auch für eine elementare (Wieder-)Verbesserung des Status und der Lebenssituation von Frauen einsetzen. Die notwendige Differenzierung im Rahmen des genannten Diskurses wird in der Summe der vorliegenden Beiträge zumindest implizit vorgenommen. So ist diese Textsammlung nicht zuletzt aufgrund der Heterogenität ihrer Themen sehr zu empfehlen.

Antonia Ingelfinger

„I appropriate therefore I am“ – Künstlerinnen der Gegenwart

Isabelle Graw: *Die bessere Hälfte. Künstlerinnen des 20. und 21. Jahrhunderts*, Köln 2003 (DuMont Literatur und Kunst Verlag, 272 S., 24,90 €).

Seit den 1980er Jahren etablieren sich verstärkt Künstlerinnen auf dem internationalen Kunstmarkt, nachdem sie dort lange Zeit eher die Ausnahme bildeten. Ganz zu schweigen von der Kunstgeschichtsschreibung, aus der sie über die Jahrhunderte fast vollständig ausgeschlossen waren, da Frauen traditionell ein Mangel an Originalität zugeschrieben wird, was bekanntlich zu den zentralen Mythen der künstlerischen Produktion zählt. Was ist also geschehen? Wird Künstlerinnen gegen Ende des 20. Jahrhunderts plötzlich Originalität zugetraut und bescheinigt, oder haben sich einfach ‚nur‘ die Bewertungsparameter künstlerischer Leistung radikal verändert? Wenn man der Kunstkritikerin, Herausgeberin und Redakteurin der Zeitschrift *Texte zur Kunst*, Isabelle Graw, glauben darf, trifft vor allem Letzteres zu. Denn die vermehrte Gegenwart anerkannter Künstlerinnen in Museen und auf dem Kunstmarkt fällt mit der Etablierung der *Appropriation Art* zusammen, die nach der in dieser Kunstrichtung praktizierten künstlerischen Strategie der expliziten Aneignung von ‚Vorbildern‘ benannt ist.

Graws ansprechend gestaltetes, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen angereichertes Buch geht der Frage nach, warum erfolgreiche Künstlerinnen erfolgreich sind. Verteilt auf drei thematische Kapitel stellt sie zu diesem Zweck eine Anzahl von Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt der 80er und 90er Jahre vor, die es in der Kunstszene und auf dem Kunstmarkt ‚geschafft‘ haben. Hierzu gehören u.a. Georgia O’Keeffe, Meret Oppenheim, Louise Lawler,

Sherrie Levine, Cindy Sherman, Barbara Kruger, Agnes Martin, Cosima von Bonin, Eva Hesse, Hanne Darboven, Bridget Riley und Rosemarie Trockel. In den drei Kapiteln erörtert sie deren künstlerische Strategien (1. Die Kunst der Aneignung), die Bedeutung von Kunstzentren für deren Erfolg (2. Frauen am Machtpol) und das Konzept der ‚Ausnahmefrau‘ (3. Ausnahmefrauen), das nach wie vor die Rezeption erfolgreicher Künstlerinnen bestimmt. Dabei geht es ihr, nach eigenen Aussagen, in erster Linie darum, die Arbeiten der vorgestellten Künstlerinnen auf ihre Bezüge „zu den jeweils als dominant erachteten künstlerischen Konventionen“ (S. 11) zu untersuchen, sie demnach also nicht im luftleeren Raum und isoliert vom Kunst-Kontext ihrer Schaffenszeit zu betrachten, wie dies, Graw zufolge, zahlreiche feministisch orientierte Darstellungen bedeutender Frauen tun. Sie verortet die Künstlerinnen anhand ihrer Werke und ihrer künstlerischen Verfahrensweisen in Kunstrichtungen oder -Gruppierungen und gibt deren Status innerhalb komplexer Beziehungsgeflechte an. Außerdem betont sie die strategische Relevanz von Selbstinszenierung und -vermarktung gerade auch für Künstlerinnen. Diese benötigen offenbar ein Gespür dafür, was von ihnen erwartet wird, um erfolgreich zu sein, bzw. wie sie sich auf keinen Fall verhalten dürfen – Taktik ist demnach eine notwendige Voraussetzung für Anerkennung und Erfolg. Das Etikett der ‚Ausnahmefrau‘ erweist sich für die als solche bezeichneten Künstlerinnen zwar auf den ersten Blick als Auszeichnung, impliziert es doch, dass es hier einer Frau gelungen sei, über ihr beschränkendes ‚Frausein‘ hinaus zu wachsen und geschlechtsneutrale Kunst zu produzieren. Auf den zweiten Blick wird mit diesem Begriff jedoch ein weiteres Mal das Vorurteil, dass Frauen an und für sich zu keinen großen Leistungen in der Kunst fähig sind, zementiert – die Ausnahme bestätigt hier also die Regel. Isabelle Graw diskutiert diese Problematik und thematisiert das subtile Diskriminierungspotential dieses bei erfolgreichen Künstlerinnen immer noch häufig bemühten Konzepts.

Problematisch erscheinen in Graws Darstellung zwei Thesen, mit denen sie den Erfolg von Künstlerinnen zu erklären versucht. Die eine betrifft die Frage, warum Künstlerinnen gerade mit dem Aufkommen der *Appropriation Art* auf dem Kunstmarkt Fuß fassen können, die andere bezieht sich auf die Partizipation von Künstlerinnen in klar umrissenen künstlerischen Gruppierungen und ihre damit verbundene erhöhte Chance auf Anerkennung. So argumentiert Graw z.B. folgendermaßen, um die Attraktivität der *Appropriation Art* für Künstlerinnen zu erklären:

„Das Prinzip Aneignung kann mit einigem Recht als *einzig*e Möglichkeit angesehen werden, sich zu einem dominanten Rahmen innerhalb einer auf Besitz gerichteten Gesellschaft zu verhalten. Deshalb ist ihm auch eine existentielle Notwendigkeit eingeschrieben. Erst der Bezug auf einen dominanten Rahmen schafft nämlich die Voraussetzungen dafür, dass der eigene Beitrag zur Kenntnis genommen und *anerkannt* werden wird. Künstlerische Aneignung wäre demnach auch eine Technik, die Anerkennung verheißt, respektive in Aussicht stellt.“ (S. 35, Hervorhebung im Original)

Was sich zunächst wie ein einfaches Erfolgsrezept anhört, wirft auf den zweiten Blick grundsätzliche Fragen auf: Können sich Künstlerinnen nur mittels offensiver Aneignungsgesten im Bereich der Kunst etablieren, wogegen eine genuin eigene Setzung unmöglich ist? Graws „Faustregel“ für das 20. Jahrhundert, „dass die Anzahl beteiligter Künstlerinnen proportional zur internen Reglementierung der jeweiligen künstlerischen Formation steigt“ (S. 56) unterstreicht diesen Eindruck noch. Hier klingt an, dass Künstlerinnen nur dann eine Chance haben, wenn sie sich auf Gebiete begeben, die bereits abgesteckt sind. Wenn sie also, anstatt grundsätzlich Neuland zu betreten, künstlerische Strategien, die bereits erfolgreich sind, sich aneignen und weiterentwickeln. Das klingt ganz so, als bräuchten Frauen Konventionen und Schemata, enge Grenzen und Vorgaben, um künstlerisch tätig sein zu können. Auch wenn ich der Autorin nicht unterstellen möchte, sie vertrete diese Meinung, können manche ihrer Ausführungen leicht in dieser Richtung missverstanden werden. An dieser Stelle fehlt mir eine klare Problematisierung und Bewertung der Situation, z.B. im Hinblick auf die institutionellen Gesetzmäßigkeiten oder im Hinblick auf eine rezeptionskritische These.

Eine weitere Unzulänglichkeit des Buches sind die fehlenden Abbildungen von Vergleichsbeispielen, was angesichts des als zentral verstandenen Verfahrens der künstlerischen Aneignung von Vorbildern verwundert. Die LeserIn muss, um der Autorin im einzelnen zu folgen, in der Kunstgeschichte und speziell im zeitgenössischen Kunstgeschehen zu Hause sein oder sich das entsprechende Vergleichsmaterial selbst zusammensuchen. Dasselbe gilt für die knappe Darstellung eines recht großen Umfangs von Künstlerinnen, die meist nur bestimmte Aspekte des jeweiligen Schaffens unter spezifischen Fragestellungen beleuchtet. LeserInnen ohne breiteren kunsthistorischen Hintergrund dürften dies als Manko empfinden. Dass zeitweise Kunstwerke ausführlicher besprochen werden, zu denen sich gar keine Abbildungen finden, oder Abbildungen von Werken unkommentiert bleiben, die sich der BetrachterIn nicht unmittelbar erschließen und in der Darstellung auch nicht weiter in Erscheinung treten, ist ebenfalls zu bemängeln. Vollends unverständlich erscheint mir die Tatsache, dass im gesamten Buch weder Angaben zur Medialität bzw. Materialität noch zu den Ausmaßen der abgebildeten Kunstwerke gemacht werden. So finden sich bei den durchweg schwarz-weißen Abbildungen im Bereich der Fotografie z.B. keine Hinweise darüber, ob es sich im Original um Farb- oder Schwarz-Weiß-Fotografien handelt. Solche Angaben sind aber für KunsthistorikerInnen, an die sich das Buch offenbar richtet, unerlässlich.

Trotz der genannten Mängel erscheint mir das Buch insgesamt lesenswert, wartet es doch mit Informationen über eine Menge zeitgenössischer Künstlerinnen aus den verschiedensten Bereichen auf und wirft Schlaglichter auf deren Erfolgsgeschichte.

Ulle Jäger

Konstruktivistische Geschlechterforschung als Theoriebaustelle und Ort der konstruktiven Auseinandersetzung

Urte Helduser, Daniela Marx, Tanja Paulitz, Katharina Pühl (Hrsg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt/M. 2004 (Campus, 292 S., 29,90 €).

Seit einigen Jahren ist das Verständnis von Geschlecht als Konstruktion forschungsleitend in der Frauen- und Geschlechterforschung. Trotz dieser gemeinsamen Grundüberzeugung gibt es nicht nur einen, sondern viele, theoretisch-methodisch unterschiedliche konstruktivistische Ansätze. Neben einer Bestandsaufnahme dieser verschiedenen Konzepte ist es Ziel von *under construction*, einem auf eine Tagung zurückgehenden Sammelband, diese Ansätze in einer feld- und disziplinenübergreifenden Diskussion (wieder) miteinander ins Gespräch zu bringen. Damit soll die konstruktive Auseinandersetzung jenseits von einzelnen Untersuchungen neu belebt werden. Titel und Einleitung des Sammelbandes arbeiten mit der Metapher der Theoriebaustelle. Als eine solche hat sich nach Ansicht der Herausgeberinnen die Diskussion um die Konstruktion der Kategorie Geschlecht in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Ihre Diagnose: Die lebhafteste Debatte der 90er Jahre ist übergegangen in eine Segmentierung der verschiedenen Ansätze. Versuche, die Gesamtbaustelle im Blick zu behalten, sind rückläufig. Gleichzeitig sind sie aber notwendig, sollen wissenschaftliche Produktivität und politische Relevanz konstruktivistischer Ansätze in einer interdisziplinären Perspektive kritisch reflektiert werden. Genau diese Reflexion nimmt sich der Sammelband vor.

Die Einleitung der Herausgeberinnen beginnt mit einer Bestandsaufnahme und Differenzierung des Begriffes ‚Konstruktion‘. Neben der viel diskutierten Richtung des Butler’schen Dekonstruktivismus im Sinne der Geschlechterperformativität steht dabei nicht nur der sozialwissenschaftliche Ansatz des *doing gender*, es wird auch daran erinnert, dass z.B. Theresa de Lauretis und Donna Haraway je eigene Begriffe von Geschlechtskonstruktion entwickelt haben. Daneben gibt es im Bereich der naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung ein Verständnis von Konstruktion, das stärker erkenntnistheoretische Fragen in den Mittelpunkt stellt. Neben dieser Differenzierung stellen die Herausgeberinnen ihre Thesen über die gemeinsamen Grundlagen des Konstruktionsgedankens vor. Dazu gehören die Kritik von Essentialismen, die Radikalisierung von Subjektkritik und die mit dieser einhergehende konzeptuelle Neufassung von Subjekt und Subjektivität. Schließlich geht es um eine veränderte Auffassung des Verhältnisses von Subjekt und Politik und damit des Begriffs des Politischen an sich. Gerade die Bedeutung des politischen Anspruchs konstruktivistischer Perspektiven wird besonders hervorgehoben.

Der Hauptteil gliedert sich in vier Teile. Zunächst kommen Vertreterinnen aktueller Positionen der feministischen Konstruktionsdebatte zu Wort. Dieser einführende erste Teil ist insofern besonders gelungen, als er die Vielzahl feministischer Konstruktivismen und Positionen verdeutlicht. Neben dem Ansatz des *doing gender* und dem performativen Verständnis von Geschlecht, die gleich ausführlicher besprochen werden, sind verschiedene andere Positionen und Auffassungen der Konstruktionsthese vertreten. So wird der systemtheoretische Aspekt durch Astrid Deuber-Mankowsky abgedeckt, Mona Singer steht für die feministische Wissenschaftstheorie, Anette Barkhaus und Anne Fleig thematisieren das Stichwort Materialität und damit den Aspekt der Leiblichkeit, und Tanja Paulitz beschäftigt sich mit dem Konstruktionsbegriff im Bereich der Technik(-wissenschaften). Zwei Artikel aus diesem ersten einführenden Teil möchte ich im Folgenden ausführlich vorstellen, und zwar die Beiträge von Andrea Maihofer und Judith Butler.

Maihofer skizziert in „Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung“ die Folgen der Konstruktionsthese für die Geschlechterforschung und stellt Überlegungen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Goffman und Butler an. Ihr Beitrag stellt somit eine Verbindung von *doing gender* und einem performativen Verständnis von Geschlecht dar. Mit der Auffassung, Geschlecht sei konstruiert, kommt es ihrer Ansicht nach zu einer enormen Erweiterung des Gegenstandsbereichs, denn

„[a]lle Aspekte von Geschlecht kommen nun als mögliche Momente der gesellschaftlichen Organisation und Konstruktion von Geschlecht, als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Elemente der jeweiligen Geschlechterarrangements in den Blick.“ (S. 34)

In diesem Sinne geht es Maihofer um eine Kombination von Geschlechterforschung und Gesellschaftstheorie. In der Beschäftigung mit dieser Kombination rückt sie die Frage nach dem *Wie* der Konstruktion erneut in den Vordergrund. Dieses *Wie* bleibt ihrer Ansicht nach in den gängigen Analysen von Geschlecht als Prozesskategorie im Sinne des *doing gender* bislang eher diffus. Das liege daran, dass Aspekte der (sozialisatorischen) Materialisierung und Effekte auf der Ebene des Subjekts gegenüber strukturellen Aspekten im Hintergrund der Analyse stehen. Wenn auf vorhandene geschlechtsspezifische Eigenschaften, Kompetenzen oder psychische Strukturen der Individuen komplett verzichtet werden soll, so gilt es nach Maihofer die Frage zu beantworten, wie „soziale Situationen und Interaktionen Geschlecht bzw. geschlechterdifferentes Verhalten hervorbringen, ohne auf vorgängige geschlechtsspezifische Eigenschaften der Individuen zurückzugreifen?“ (S. 36).

Hier hilft Goffmans „Das Arrangement der Geschlechter“ weiter. Nach Goffman enthalten soziale Situationen „Mechanismen und Strukturen, die die Individuen immer wieder geschlechtsspezifisch handeln und damit ständig neu Geschlechterdifferenz entstehen lassen“ (S. 37). Diese Mechanismen setzten ein *doing gender* in Gang, ohne geschlechtsspezifische Eigenschaften vorauszusetzen. Im Gegenteil, diese vermeintlichen Eigenschaften werden nach Goffman als Effekt

in einem Naturalisierungsprozess erzeugt, den er mit dem Begriff der institutionellen Reflexivität fasst. Doch der interaktionistische Ansatz alleine reicht Maihofers Ansicht nach nicht aus, und so arbeitet sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Goffmans Verständnis von Geschlecht und Judith Butlers Konzept von Geschlecht als performativem Akt heraus. Während bei Goffman soziale Interaktionen im Mittelpunkt der Analyse stehen, rückt Butler Diskurse und die durch diese konstituierten Geschlechternormen ins Zentrum. Goffman lenkt das Augenmerk auf Handlungsabläufe und Körperpraxen, Butler auf Subjektivierungs- und Geschlechtsidentitätsbildungsprozesse. Abschließend plädiert Maihofer dafür, die Kombination bei der Herangehensweisen weiterzuentwickeln.

Der nächste Aufsatz stammt von Judith Butler. Es handelt sich um einen übersetzten und dabei leider gekürzten Auszug aus *Undoing Gender* (2004). Butler rückt unter der Überschrift „Gender-Regulierungen“ die Frage nach dem Verständnis von Normen und ihrer Bedeutung für die Produktion von Geschlecht in den Vordergrund. Die Analyse konkreter (z.B. rechtlicher oder psychiatrischer) Regulierungen setzt meist bereits ein Geschlecht voraus, das dann der Regulierung unterworfen wird. Im Unterschied dazu und im Anschluss an Foucault rückt Butler die Produktion von Geschlecht durch Regulierungen in den Vordergrund. Sie vertritt die These, dass „das geschlechtlich markierte Subjekt gerade dadurch entsteht, dass es der Regulierung unterworfen wird“ (S. 45). Folglich schlägt sie vor, Subjektivierung als Prozess zu verstehen, durch den Regulierungen *gender* produzieren. Im Unterschied zu Foucault versteht sie dabei die Produktion von Geschlecht nicht als lediglich ein Beispiel für die Wirkweise einer übergeordneten regulatorischen Macht. Das regulatorische Dispositiv selbst, das Geschlecht regiert, ist genderspezifisch. Butler geht davon aus, „dass *gender* sein eigenes unverwechselbares regulatorisches und disziplinarisches Regime erfordert und einführt“ (S. 45). Will man dieses Regime analysieren, ist es ihrer Ansicht nach notwendig, ein erweitertes Verständnis von Norm zugrunde zu legen. Es geht also nicht um eine Analyse der normativen Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit, denn eine Gleichsetzung von *gender* mit männlich/weiblich ist für Butler selbst ein Akt der Naturalisierung. Stattdessen geht es darum, die Unabgeschlossenheit der Norm im Blick zu behalten und auch solche Ausdrucksformen von *gender* in die Analyse mit einzubeziehen, die „nicht ganz männlich und nicht ganz weiblich“ sind (S. 46). Für Butler sind „jene Spielarten von *gender*, die nicht in das binäre Muster passen (...) ebenso Teil von *gender* wie jedes seiner zutiefst normativen Beispiele“ (S. 46). Sie plädiert also im Sinne der *Queer Theory* für eine Erweiterung der konstruktivistischen Perspektive auf Möglichkeiten von *gender*, die nicht durch Formen hegemonialer Heterosexualität vorbestimmt sind.

Der Darstellung weiterer konstruktivistischer Positionen (Wetterer, Deubermankowsky, Singer, Barkhaus/Fleig, Paulitz) folgt im zweiten Teil des Buches eine Sammlung von Aufsätzen, die drei inhaltlichen Bereichen zugeordnet sind: In „Körper, Sexualität/en und Identität/en“ geht es um Fragen der Naturalisierung und Normalisierung (mit Beiträgen von van Treeck, Dornhof, Woltersdorff, Liebsch).

In „Politiken und Ökonomien“ werden Fragen der Konstruktion von Geschlecht im gesellschaftlich-politischen Kontext behandelt (mit Beiträgen von Pühl/Sauer und Caglar). Und schließlich geht es unter der Überschrift „Visualisierungen, Repräsentationen, Ästhetiken“ um Techniken der Darstellung von Geschlecht (Gutierrez Rodriguez, Schaffer, Pewny, Helduser). Diese drei thematisch gegliederten Kapitel bieten einen guten Überblick über die Vielfältigkeit und Produktivität konstruktivistischer Ansätze in verschiedenen Feldern.

Aberundet wird der Sammelband durch eine kommentierte Bibliografie, die Daniela Marx zusammengestellt hat. Dort sind seit 1990 erschienene paradigmatische Beiträge zur deutschsprachigen Debatte in der Frauen- und Geschlechterforschung vertreten. Das gewählte Raster trägt sehr zu Übersichtlichkeit und Klarheit bei und erlaubt eine gute Orientierung. Für diejenigen, die sich gerne intensiver mit aktuellen konstruktivistischen Ansätzen beschäftigen möchten, bietet das Buch auch aufgrund dieses Fundus einen guten Ansatzpunkt.

Insgesamt handelt es sich um einen Sammelband, der Theorie und Empirie aktueller Geschlechterforschung in einen gemeinsamen Kontext stellt und einen breit angelegten Versuch unternimmt, verschiedene Bedeutungen von Konstruktion miteinander zu verknüpfen. Die einzelnen Beiträge sind eher heterogen, was Vor- und Nachteile mit sich bringt. Ein Vorteil ist sicherlich, dass nur so ein breites Spektrum abgedeckt werden kann, ein Nachteil dürfte sein, dass in der verdichteten Form viele der eher komplexen Argumentationen – je nach Vorwissen – unterschiedlich gut nachzuvollziehen sind. Auch wenn hier die Autorinnen nicht auf die Weise miteinander ins Gespräch kommen können wie das auf der Tagung möglich war, vermittelt der Band einen guten Eindruck vom aktuellen Stand der Dinge, sowohl was mögliche Übereinstimmungen als auch was offene Fragen und Meinungsverschiedenheiten anbelangt. Auf den weiteren Austausch und die Diskussionen (und Streitgespräche) der verschiedenen ‚Arbeiterinnen‘ und ‚Arbeiter‘ auf der Theoriebaustelle ‚Konstruktion‘ dürfen wir gespannt sein.

Angela Kaupp

Theologische Gender-Forschung – erste Schritte zu einer aktuellen Forschungsperspektive

Irene Dingel (Hrsg.): *Feministische Theologie und Gender-Forschung. Bilanz – Perspektiven – Akzente*, Leipzig 2003 (Evangelische Verlagsanstalt GmbH Leipzig, 232 S., € 18,80).

Anders als es der Titel vermuten lässt, handelt es sich nicht um eine Art Kompendium, sondern um die Ergebnisse einer Ringvorlesung an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz im Sommersemester 2002, in der Theologinnen und Vertreterin-

nen benachbarter Wissenschaften Einblick in den Stand und Ertrag *gender*-spezifischer Fragestellungen geben.

In ihrer biografisch orientierten Einführung zeichnet die im vergangenen Jahr verstorbene Dorothee Sölle die Probleme der ersten Generation feministischer Theologinnen im deutschsprachigen Bereich und die Auseinandersetzung mit feministischen Themen bis heute auf. In aktuellen Ansätzen sieht Sölle die Gefahr, dass eine „Überbetonung der ‚difference‘“, im Widerspruch zu einer „Theologie des Lebens“ (S. 18) steht, die sich durch gegenseitiges *empowerment* auszeichnet und „gegenseitiges Angewiesensein (...) als Grundbedingungen des biologischen Lebens“ (S. 21) versteht.

Irtraud Fischer (Erstes Testament) und Angela Standhartinger (Neues Testament) geben einen sehr guten Einblick in die Etappen der feministisch theologischen Theorieentwicklung in den Bibelwissenschaften. Stand zunächst die Erforschung unbekannter biblischer Frauengestalten im Vordergrund, so geht es heute darum, androzentrische Konstruktionen und Rekonstruktionen im Gesamttext herauszuarbeiten. Am Beispiel der „Prophetinnen der Hebräischen Bibel“ zeigt Fischer, wie die christliche Betonung der ‚Schriftprophetie‘ Prophetinnen der ‚Geschichtsbücher‘ in den Hintergrund verbannt, trotz deren sozialgeschichtlich erweisbarer Bedeutung. Standardingers Ausführungen zur „Schleierfrage“ (1 Kor 11) skizzieren die Entwicklung feministischer Exegese hin zu einer Paulus-Auslegung, die nicht nur kontextgebundene Aussagen des Verfassers aktuell zu verstehen sucht, sondern perspektivisch von den Adressatinnen her denkt, deren Konturen durch die Analyse sichtbar werden sollen.

Einen kirchengeschichtlichen Zugang entfaltet Ruth Albrecht entlang der drei wissenschaftlichen Bezugsgrößen ‚Feministische Theologie‘, ‚Geschichtswissenschaft‘ und ‚Kirchengeschichte‘. Exemplarisch konzipiert die Autorin am Beispiel protestantischer Pietismusforschung vier Arbeitsmodelle für eine weitere Erforschung historischer Geschlechterkonstruktion im Blick auf Religion.

Die systematische Theologin Helga Kuhlmann setzt sich in ihren „Überlegungen zu einer ‚frauengerechten‘ Rechtsfertigungstheologie“ (S. 97) mit einem Herzstück lutherischer Theologie auseinander, die von feministischen Ansätzen häufig kritisiert wird. Kuhlmann fordert eine androzentrismuskritische Prüfung und legt den Gehalt einer Theologie dar, deren Kernstück weniger eine ‚passive Gerechtigkeit‘ ist, als vielmehr eine ‚rezeptive‘: Gottes Geschenk der Rechtfertigung kommt nicht zu ihrem Ziel, wenn sie einem Menschen gegeben wird, sondern erst dann, wenn dieser sie annimmt, an sie glaubt. Die Autorin konkretisiert diese Konzeption, indem sie mögliche Missverständnisse der Rechtfertigungslehre im Blick auf die Lebenssituation von Frauen herausarbeitet. Sie kommt zu dem Schluss, dass eine *gender*-sensible Rechtfertigungstheologie eine Erweiterung traditioneller Ansätze darstellt, ohne sie überflüssig werden zu lassen.

Elisabeth Conradi kontrastiert das „Zukunftsprogramm‘ feministischer Ethik“ (S. 156) von Alison M. Jaggar mit dem Modell von Seyla Benhabib, die „über die ‚Befreiung der Frauen‘ hinaus eine ‚Befreiung der Menschen‘“ erreichen möchte (S. 158). Conradi diskutiert die Frage, inwieweit eine *Care*-Ethik (vgl. Carol

Gilligan) ein feministisches Projekt ist und sieht die Veränderung kritikwürdiger Konventionen und die Veränderung durch interrelationale und kollektive Prozesse als notwendige Voraussetzungen. In Conrads Ansatz einer *Care*-Ethik kommt der Begegnung der beteiligten Personen größere Bedeutung zu als der Entscheidung eines ‚autonomen Subjekts‘ (S. 173 f).

Sybille Becker stellt fest, dass die wissenschaftliche feministische Theorieentwicklung in der Praktischen Theologie erst begann, nachdem zuvor geschlechterdiskriminierende Praxis kritisiert wurde. Während inzwischen theoretische Ergebnisse zu weiblicher Religiosität vorliegen, bleibt das Verhältnis von Religion und Mannsein ein Forschungsdesiderat.

Die Situation von Juden unter der Perspektive der religiösen Lebensgestaltung und ihrer Auswirkungen auf die Geschlechterkonstruktion ist in Deutschland über weite Strecken unbekannt. Daher erhellt der Beitrag von Monika Richarz zur Situation jüdischer Frauen in der deutschen Gesellschaft einen Aspekt gesellschaftlichen Wandels vom 18.-20. Jahrhundert. Aufgrund religiöser Vorgaben unterschied sich die Geschlechterkonstruktion im jüdischen Milieu in der Zeit vor der Aufklärung explizit von der christlichen. Erst danach führen bürgerliche Vorstellungen zu einer Angleichung von jüdischem und christlichem Lebensideal mit ihren jeweiligen Geschlechterkonstruktionen.

Christa Heilmann stellt aus sprachwissenschaftlicher Sicht die Konstruktion von Geschlecht über Sprache und Sprechen vor. Die Autorin beschreibt die Theorieentwicklung von der Defizithypothese, die von Frauen forderte, um des Einflusses willen die Normen männlichen Sprechens zu erlernen, über die Differenzhypothese, die von geschlechtsbedingt unterschiedlichen (angeborenen?) Gesprächsstilen ausging, zur *doing-gender*-Hypothese in sprachlichen Interaktionen. Heilmann kommt zu dem Ergebnis, dass dem Kriterium des Statusunterschieds größere Bedeutung für die Häufigkeit der Gesprächsübernahme zukommt als dem Geschlecht. Es bleibt jedoch offen, inwieweit die Statusunterschiede und eingenommenen sozialen Rollen in Wechselwirkung mit Geschlechtsunterschieden stehen.

Bettina Heintz zeigt aus soziologischer Perspektive die Entwicklung einer wachsenden weltweiten Anerkennung von Gleichberechtigung auf, die sich auch in der Ratifizierung der Frauenrechtskonventionen niederschlägt. Voraussetzung hierfür ist die Ausbildung ähnlicher institutioneller Muster, unabhängig von wirtschaftlichen oder nationalen Unterschieden. Die Autorin arbeitet heraus, dass die Konventionen häufig eine symbolische Bedeutung haben und nicht direkt mit Strukturveränderungen verbunden werden, wodurch sich Ungerechtigkeiten lange halten können.

In dem Buch bündelt sich eine thematische und methodische Vielfalt theologischer Disziplinen und deren Ansätze geschlechterbezogener Differenzierungen. Der Anspruch, „Bilanz – Perspektive – Akzente“ (vgl. Untertitel des Buches) unter der Perspektive von Frauen- und Geschlechterforschung aufzuzeigen, ist in einigen Beiträgen sehr nachvollziehbar geschehen und es wäre überzogen, eine inhaltliche Gesamtlinie der Artikel zu fordern. Die protestantische Verortung der meisten Autorinnen lässt an einigen Stellen den Wunsch nach einer überkonfessionell-

erweiterten Themenbearbeitung aufkommen. In der Mehrzahl der Artikel wurden, über ein feministisch-theologisches Vorgehen hinaus, theologische Fragestellungen auch unter der Kategorie geschlechtlicher Konstruktionsleistungen präsentiert. Dieser Ansatz theologischer *Gender*-Forschung ist eine weiterführende Perspektive für künftige Forschungen.